

Im Heim des afrikanischen Bauern



P. Steiner

25/-



Afrikanisches Bauerndorf auf der Goldküste.

Im Heim des afrikanischen Bauern.



Skizzen aus der Basler Mission im Buschland.

Von P. Steiner.



Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung
1903.



Im Heim des afrikanischen Bauern.



I. Ein gestörtes Erntefest.

Es war in den Septembertagen des Jahres 1854. Die Bewohner der Goldküste hatten eben ihre Ernte an Mais, Jams und Erdbohnen auf ihren Pflanzungen eingetan, und in zahlreichen Trupps begaben sie sich mit Weibern und Kindern von ihren Plantagendörfern nach den Städten der Küste, wo sie längs dem Meeresgestade ihr politisches Heim haben. Schwer beladen mit Feldfrüchten aller Art, mit den Nüssen der Oelpalme und der goldigen Frucht des Orangenbaumes, trugen die Weiber ihre Lasten auf dem Kopfe, dazu ihr Kleinstes auf den Rücken gebunden, und steuerten der Heimat zu. Vor ihnen her trippelten die größeren Kinder, meist auch mit einer kleinen Traglast versehen, während die Männer mit der Steinschloßbüchse auf der Schulter oder mit einem Spieß in der Rechten den Schluß der Karawane bildeten.

Alles strebte den Stranddörfern und Städten zu, um hier nach der Väter Weise das übliche Erntefest im fröh-

lichen Kreise der Volksgenossen zu begehen. Ueberall wurden die Zugänge zu den Dorfschaften von Gras und Gestrüpp gesäubert und die Gäste aus dem Buschland mit hellem Jubel begrüßt. Unter großem Hallo schoben die Fischer ihre Baumboote durch die brandende See und gingen emsiger denn sonst dem Fischfang nach. Ganze Flottillen ihrer Kanoes schaukelten auf den schwellenden Meereswogen. Mit kräftigem Wurf schleuderten sie ihre großen Fangnetze aus oder zogen sie mit vereinten Kräften aus der salzigen Flut. Selbst die dunkle Nacht mußte ihrem Gewerbe dienen; denn die nahende Zeit der Erntefestlichkeiten erforderte für die üblichen Schmausereien große Vorräte von Fischkost. Auch mußte der Erlös an Geld in dieser Zeit verdoppelt und verdreifacht werden, da nach altem Herkommen Familienglieder und Freunde sich bei dieser Gelegenheit gegenseitig beschenken. Das meiste Geld aber wandert in diesen Tagen in die Hände des Schnapshändlers, da ohne eine ordentliche Zeche bei den Negern keinerlei Festlichkeit denkbar ist.

So bereiteten sich die Bewohner von Christiansborg für das bevorstehende achttägige Fest mit seinem heidnischen Freudentaumel vor. Aber eine recht ungetrübte freudige Stimmung wollte diesmal unter den Stadtleuten nicht aufkommen. Daran waren politische Zerwürfnisse mit der englischen Regierung schuld, unter deren Oberhoheit jener Küstenstrich seit kurzem stand. Wegen einer Kopfsteuer, die die Engländer erheben wollten und die Neger nicht zu zahlen gewillt waren, drohte jeden Augenblick ein Aufstand auszubrechen, und je mehr Leute zum Nationalfest zusammenströmten, desto leichter konnte es zu einem blutigen Zusammenstoß kommen. Die Gemüter erhitzten sich durch wilde Reden, und tiefe Erbitterung erfüllte die gesamte

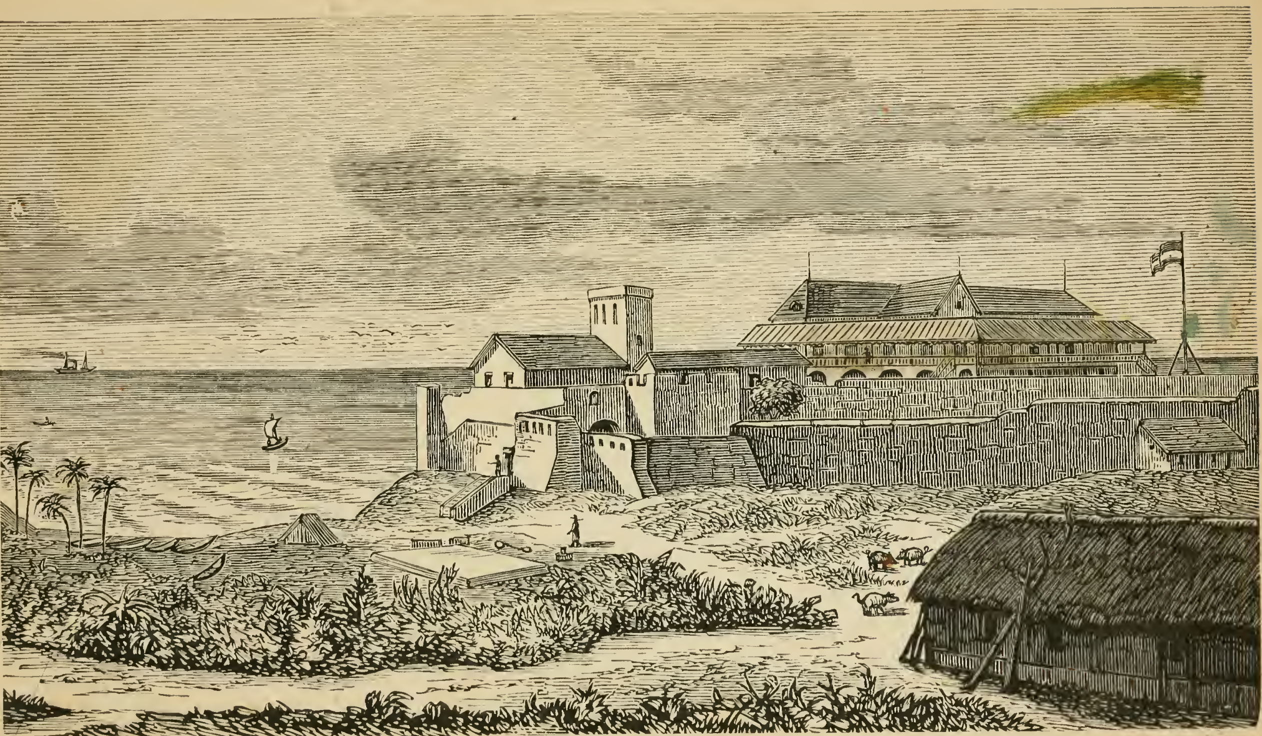
Bevölkerung. Ingrimmig schüttelte der Neger die Faust gegen die Weißen, die doch seine Beschützer und Wohltäter zu sein vorgaben. Kriegsgesänge erschallten und Worte des Hohns wurden laut. Neben den Vorbereitungen für das Fest wurden Volksversammlungen abgehalten, und bis in die Nacht hinein berieten die Stadtväter das Wohl und Wehe ihres Gemeinwesens. Boten gingen hin und her zwischen den einzelnen Stranddörfern und alles stand auf dem Kriegsfuß. Im nahen englischen Kastell aber wartete der Kommandant auf den gegebenen Augenblick, um mit seinen Kanonen die widerspenstigen Eingebornen zum Gehorsam zu zwingen. Ein Straßenkrawall war das Vorspiel zu den kommenden Ereignissen.

Eines Abends, als die Kühle der Tageszeit mancherlei Volk auf die Straßen der Stadt Christiansborg gelockt hatte, wurde vom benachbarten holländischen Gebiet ein Faß Branntwein in die Stadt herein gerollt. Da erschien plötzlich ein Offizier der Garnison mit einigen Soldaten und nahm das Faß ohne weiteres weg, angeblich weil es nicht verzollt worden sei. Dem war in der Tat so; allein die zollfreie Einführung von Waren auf dem Landweg war bis jetzt nie beanstandet worden. Umso größer war die Erbitterung der Eingeborenen, die dieser Eingriff in die alten Rechte des Volks hervorrief. Im Nu rotteten sich die Leute zusammen, die Weiber zeterten, die Jugend johlte, die Männer aber entrissen unter Wutgebrüll den Soldaten das Faß Branntwein und jagten sie mit Steinwürfen in das Kastell hinein. Allgemeiner Siegesjubel folgte der Tat, und im Triumph wurde die Beute nach Hause geschafft.

Erschreckt eilte der eben zur Regierung gekommene König Dawuna von seiner Pflanzung herbei. Denn mit

Recht bangte er für die Folgen der vermessenen Tat. Er versuchte zwischen seinem Volk und der englischen Regierung zu vermitteln und das drohende Unwetter abzuwenden. Aber die entfesselte Leidenschaft des Volks war nicht mehr einzudämmen und trotzig beriefen sich die Stadthäupter auf ihr altes Recht. Den Engländern aber kam die Sache eben gelegen; sie sahen den Vorgang als Kriegsfall an, auf den sie längst gelauert hatten. In aller Eile wurde das Kastell verproviantiert und in Kriegsbereitschaft gesetzt. Die Kanonen wurden auf die Negerstadt gerichtet und die Beschießung derselben eingeleitet. Man wartete nur noch die Ankunft eines Kriegsdampfers ab. Dann sollte der Kriegstanz losgehen.

Gewitterschwüle lag auf der Stadt. Aber sorglos, wie der Afrikaner im allgemeinen zu sein pflegt, sahen die Bewohner von Christiansborg der Zukunft entgegen und am wenigsten dachten sie daran, sich in ihren Gelagen stören zu lassen. Rechnet doch der Neger wenig mit den möglichen Folgen einer Sache und überläßt sich gedankenlos den Tatsachen des Augenblicks. Auch der Umstand, daß Handel und Wandel in so unruhiger Zeit stockt, ficht ihn nicht sonderlich an. Er bringt es selbst fertig, daß man die Volksbelustigungen fortsetzt und die Freuden der Tafel genießt, auch wenn die Brandfackel des Krieges droht. Ja, er ist in solchem Fall umso mehr dazu aufgelegt, da die wilde Kriegslust in ihm lodert und in diesen Zeiten alle Arbeit und ernstliche Beschäftigung beiseite geworfen wird. Da drücken ihn keine Schulden und Familienzwiste, wenn die Kriegshörner ertönen, die Trommeln dröhnen und alle Ordnung und Zucht aufgelöst ist. Da geht man aus einer Volksversammlung in die andere, spricht auf Staatskosten dem Branntwein zu und fühlt sich mehr als je als



Englisches Kastell in Christiansborg.

Held und freier Mann. So drückte ihn auch in jenen unruhigen Septembertagen die ernste Zeitlage nicht und es wurde tapfer drauflos gezecht.

Viel ernster sahen die Basler Missionare, die ihre Wohnstätten mitten zwischen den Erdhütten der Negerstadt stehen hatten, die Dinge an. Mit Besorgnis hatten sie das heraufziehende Unwetter beobachtet und bangten vor den Folgen, die es anrichten mußte. Es waren die Missionsfamilien Stanger, Locher und Zimmermann, sowie der ledige Missionar August Steinhauser, die damals in Christiansborg in der Arbeit standen und mit Recht befürchteten, daß die mühsam gewonnenen Früchte ihres Wirkens in den Wirren jener Tage vernichtet werden könnten. Das Missionswerk in Christiansborg, erst 1845 unter dem Küstenvolk der Gäer angefangen, hatte eben die Schwierigkeiten des Anfangs hinter sich und begann in lieblicher Weise aufzublühen. Die Arbeit der Geduld und des Glaubens war auf dem harten Boden der Küste nicht vergeblich gewesen. Die große, an Neujahr 1850 eingeweihte Kapelle füllte sich allsonntäglich mit Hörern. Neger und Mulatten meldeten sich zur Aufnahme in die Gemeinde. Diese war nun auf 112 Glieder angewachsen, und die Schule, der sich besonders Missionar Steinhauser annahm, zählte 104 Schüler. Eine kleine Gehilfenschule, an deren Leitung Missionar Zimmermann stand, hatte bereits die ersten eingeborenen Arbeiter für den Missionsdienst geliefert.

So war alles im besten Zug und freudig schaute man in die Zukunft. Da zog das Kriegswetter wie eine unheilvolle Wolke daher. Für die Missionsfamilien entstand die bange Frage: Was tun? Sollten sie alles im Stiche lassen und fliehen, oder aber auf dem Posten ausharren? Der englische Kommandant lud sie ein, ins Kastell zu kommen.

Aber damit hätten sie sich zu den Feinden ihres Volkes geschlagen und sich für immer den Zugang zu demselben verschlossen. Das ging nicht an. Es lag ihnen vielmehr alles daran, neutral zu bleiben und den Negern zu zeigen, daß sie nichts mit ihren politischen Händeln zu tun hätten. Man riet ihnen in die benachbarte Stadt Akra zu flüchten. Aber in diesem Fall war das Eigentum der Mission dem erregten Volkshaufen preisgegeben. Auch wollten sie ihren Gemeindegliedern zur Seite bleiben, um sie womöglich von der Teilnahme am Blutvergießen abzuhalten. Man bat schließlich den Kommandanten, im schlimmsten Falle die Missionsgebäulichkeiten bei der bevorstehenden Beschießung zu verschonen; und er versprachs. Daraufhin entschloß man sich, an Ort und Stelle zu bleiben. Nur Frau Locher mußte krankheitshalber mit ihrem Mann nach Akra ziehen. Die übrigen blieben in ihren Wohnungen, ließen Wasser herzutragen, um nötigenfalls zu löschen, sammelten die Schüler und jungen Gemeindeglieder um sich und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

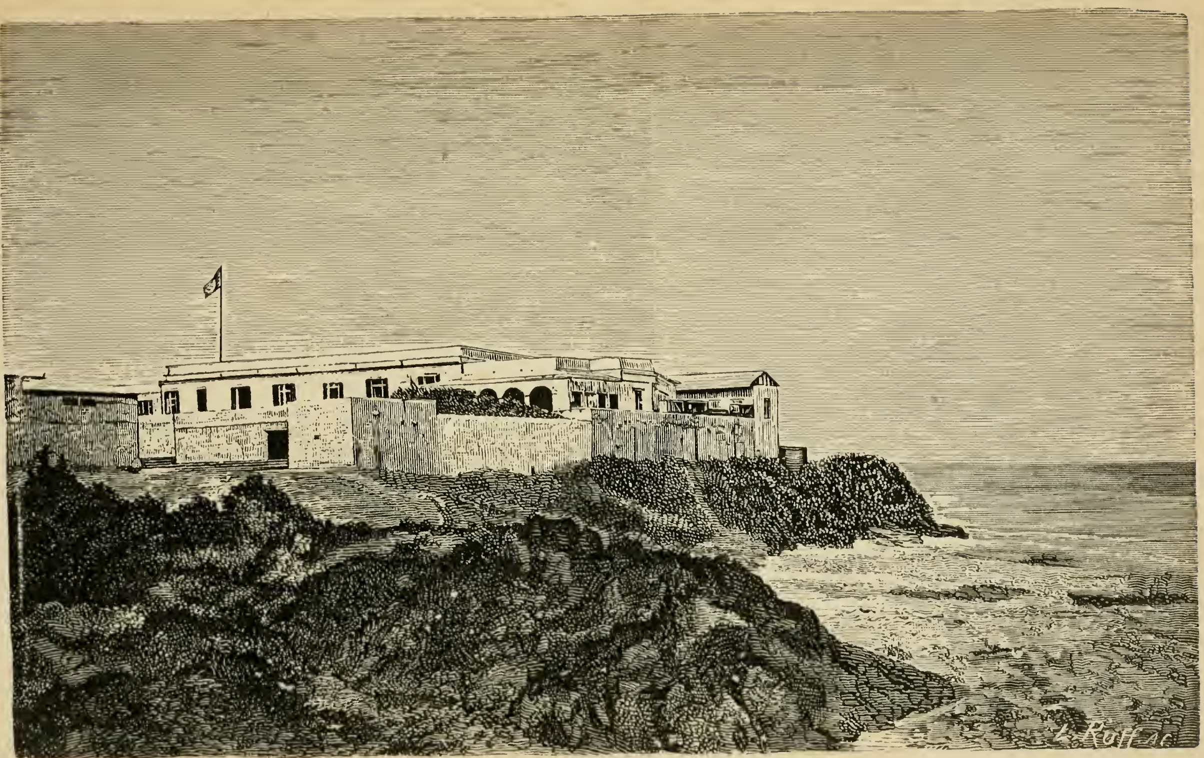
Der Abend des 12. September kam heran. Längs der Küste herrschte in den Städten das regste Leben. In den Straßen zogen Männer und Weiber johlend auf und nieder. Alles trug Festgewänder und feierte den sogenannten „Homowo“, das Erntefest, wobei „des Hungers gespottet“ und im Schmausen Großes geleistet wurde. Besonders in der benachbarten Fischerstadt La, dem Sitz des Nationalfetisches Lakpa, ging es wild her. Tänze wurden aufgeführt und lärmende Umzüge gehalten. Aller Orten vergaß man, daß jeden Augenblick das Verderben über sie hereinbrechen konnte.

Da tauchte plötzlich am fernen Horizonte eine Rauchwolke auf. Sie wurde nicht beachtet. Jetzt zeigte sich der Bug eines Schiffes, das sich rasch der Küste näherte. Es

war der Kriegsdampfer „Scourge“ (Geißel), der zur Züchtigung der widerspenstigen Küstenbevölkerung herbeigerufen worden war. Scheinbar ohne feindliche Absicht warf er am Abend des 12. September Anker auf der Reede von Akra. Achtlos setzten die Bewohner von Christiansborg ihre nächtlichen Tänze und Schmausereien fort. Die junge Mannschaft zog lärmend durch die Straßen der Stadt und feuerte ihre Musketen los. Die meisten waren mehr oder weniger berauscht und brüllten ihre eintönigen Kriegs- und Nationalgesänge.

Doch was war das? Am folgenden Morgen lichtete das Kriegsschiff die Anker und dampfte langsam an Christiansborg vorbei nach der nahen Fischerstadt La. Hier drehte es bei und eröffnete plötzlich gegen sie ein mörderisches Feuer. Krachend schlugen die ersten Bomben unter der Volksmenge, die eben ihre wüsten Fetischtänze aufführte, ein und zerrissen 13 Personen, Männer, Weiber und Kinder. Salve auf Salve erfolgte, und in kurzem stand die dichtgebaute Negerstadt in Flammen. Heulend stob das Volk auseinander, raffte in Eile zusammen, was es erhaschen konnte und floh landeinwärts. Hinter ihnen stieg der Rauch ihrer Heimwesen auf.

Zu gleicher Zeit begannen auch in Christiansborg zum Schrecken der Bewohner die Kanonen des Kastells ihre Geschosse gegen die Stadt zu schleudern. Es waren furchtbare Augenblicke für die bangenden Missionsgeschwister, die in unmittelbarer Nähe wohnten und sich mit ihren Pflegebefohlenen in die unteren Räume der Missionshäuser geflüchtet hatten. Sie hofften zwar hier sicher zu sein, da sie auf die Zusage des Kommandanten bauten. Aber doch schlug sich manche Büchsenkugel an ihren Mauern glatt; auch verirrte sich eine Brandrakete in das zunächst liegende



Altes Missionshaus in Christiansborg.

Missionshaus und zertrümmerte einen Pfeiler. In der Negerstadt aber, auf die die Kanonen gerichtet waren, fingen die Grasdächer allenthalben Feuer. Erschreckt flüchteten Weiber und Kinder mit ihren Habseligkeiten auf dem Kopf unter lautem Klagegeheul aus ihren brennenden Wohnstätten landeinwärts oder der nahen Stadt Akra zu. Die waffenfähige Mannschaft aber setzte sich mutig zur Wehr. Sie besetzte einige steinerne Häuser, die dem Kastell gegenüber lagen und beschoß von hier die englischen Kanoniere auf den Bastionen mit solchem Erfolg, daß diese gegen Mittag das Feuer einstellen mußten und die Hilfe des Kriegsschiffes abwarteten.

Dieses hatte inzwischen die östlich von Christiansborg gelegenen Küstenstädte La, Täschi und Ningwa in Brand geschossen und eingeäschert. Jetzt erschien es vor Christiansborg und eröffnete gegen dieses die Kanonade. Schuß auf Schuß krachte, und in raschem Tempo donnerten die Geschosse und zischten die Brandraketen. Aber nicht nur flogen sie gegen die Erdhütten der Negerstadt, sondern hauptsächlich gegen die Gebäude der Mission und die benachbarten Steinhäuser, hinter welchen einzelne bewaffnete Neger Aufstellung genommen hatten. Man denke sich die Lage der Missionsgeschwister, die mit ihren Kindern in den untern Räumen kauerten und keinen Augenblick sicher waren, daß sie unter den Trümmern ihrer Häuser begraben würden. Sie glaubten anfangs, es sei nur ein Versehen; aber die Kugeln nahmen eine so bestimmte Richtung, daß an der Absicht nicht zu zweifeln war. Es waren bange, erschreckliche Augenblicke. Gleich die erste Kugel riß ein großes Stück des Zimmers über ihnen hinweg, sodaß Steine und Kalk umherflogen. Schlag auf Schlag folgte. Es war, wie wenn die Sensen des Todesengels geschwungen würden.

Auf allen Seiten schlugen die gewaltigen Geschosse in die Mauern ein, zertrümmerten hier eine Ecke, nahmen dort ein Stück des platten Daches in ihrem Fluge hinweg. Mit entsetzlichem Knall platzten die Bomben in ihrer nächsten Nähe und dazwischen ertönte das Wutgeheul der flüchtenden Bevölkerung. Es war nur ein Schritt zwischen ihnen und dem Tode. Die Missionsfrauen wurden ohnmächtig, die Kinder schrieen, und die Männer konnten nichts anderes tun, als ebenfalls schreien wie Moses am roten Meer.

Endlich nach anderthalb Stunden schwieg die Kanonade und das Kriegsschiff kehrte auf die Reede von Akra zurück. Die Missionare schickten nun ihre Frauen und Kinder sogleich nach Akra, sie selbst blieben vorläufig noch da, um ihre wertvollsten Sachen zu retten. Die Stadt brannte lichterloh und erhellte das nächtliche Dunkel. Erst mit Tagesanbruch verließen sie ihre beschädigten Wohnungen, da am Morgen die Beschießung wieder aufgenommen werden sollte. Durch die rauchenden Trümmer bahnten sie sich ihren Weg nach Akra. Bald darauf begann das Kriegsschiff aufs neue sein Feuer und vollendete das Werk der Zerstörung.

Erst am dritten Morgen konnten die Missionare ihre Wohnhäuser wieder aufsuchen. Aber wie sah es da aus! Allenthalben Schutt und Trümmer. Dazu war von beiden kriegführenden Parteien geplündert worden. Möbel, Bücher, Manuskripte, sogar Fenster und Türen waren alle geraubt. Das Schlimmste aber war, daß die Missionsstation durch dieses Kriegsunwetter für die nächste Zeit vernichtet war. Die Neger, denen man ihre Heimstätten eingeäschert hatte, waren in alle Winde zerstreut. Sie hatten sich landeinwärts auf ihre Plantagendörfer geflüchtet, wo die englischen Kanonen sie nicht erreichen konnten oder

aber ließen sie sich in der Nachbarstadt Akra häuslich nieder. Die ehemals volkreiche Stadt Christiansborg, in der noch wenige Tage zuvor lärmende Festfreude geherrscht hatte, war nun zum Trümmerhaufen geworden. Wo früher das Getümmel des Volkes ertönte, starrten jetzt nur noch öde, ausgebrannte Ruinen empor, aus denen bei Tage noch etwa ein früherer Bewohner die letzten Holzstücke ablöste, um vor Einbruch der Nacht die Stätte des Grauens zu verlassen. Andere gruben heimlich das Gebein ihrer Vorfahren aus den dunklen Grabeskammern und entwichen scheu mit ihren Ueberresten dem Ort des Verderbens.

Als zwei Monate später die Missionare Stanger und Locher wieder dahin zurückkehrten und sich in ihren zerstörten Wohnungen so gut als möglich einzurichten suchten, sahen sie sich inmitten einer volkslosen Einöde. Erst nach und nach konnten sie eine Anzahl zersprengter Gemeindeglieder um sich sammeln. Die meisten aber waren ins sogenannte „Buschland" geflüchtet. Ihnen zogen schon wenige Tage nach der Beschießung die Missionare Zimmermann und Steinhauser nach. Hier werden wir sie auf der Missionsplantage Abokobi wieder treffen.



2. Das Asyl im Buschland.

Dicht hinter Christiansborg liegt die Savanne, eine unabsehbare Grasebene. So weit das Auge reicht, zieht sie sich stundenlang vom Küstenrand landeinwärts, bis sie in niedriges Buschland übergeht und von einer Bergkette abgegrenzt wird. Schmale, unebene Pfade führen durch sie dahin. Dicht und üppig wuchert das hohe, meist in



Fächerpalme auf der Savanne. 2

Büscheln zusammenstehende Gras. Von der frischen Seebrise angehaucht, wogt es wie ein reifes Aehrenfeld. Auf den steifen, binsenartigen Stengeln wiegen sich leichtbeschwingte Steppenvögel. Lustig zwitschernd hüpfen sie von Halm zu Halm oder jagen sich kreischend zwischen den Gräsern dahin. Hoch in den Lüften ziehen beutesuchende Geier ihre Kreise und ersehen sich tief unten ihre Opfer. Heimchen zirpen, und buntgefleckte Eidechsen jagen sich in munterem Spiel raschelnd zwischen den Grasbüscheln, die der Glutstrahl der Sonne versengt hat. Knarrend erhebt sich, vom Wanderer aufgescheucht, eine Lerche, die nach kurzem Aufstieg sich wieder ins Grasmeer niederfallen läßt. Schwarze Ameisen, die wohltätige, aber stets kampfbereite Truppe, die allenthalben das Aas wegräumt und alle Lebewesen in die Flucht treibt, kreuzen in wohlgeordneten, endlosen Zügen die schmalen Pfade. Nur hie und da umflattert uns ein einsamer Schmetterling, denn die Savanne bietet wenig Blumen, aus denen sich Blütenstaub und Honigseim holen ließe.

Doch nicht nur Gras und wieder Gras ersieht das Auge, sondern auch einzelne weitästige Euphorbien mit ihrem marklosen Holz, umgirrt von wilden Tauben und als Auslug benützt von vorlauten Schildkrähen. Hohe Fächerpalmen mit mächtigen Wedeln heben sich da und dort wie schlanke Minarets am Horizonte ab. Kerzengerade, nach oben hin sich verdickend, strebt der Stamm in die Höhe. Mit seiner fächerreichen Krone ist er ein weithin sichtbares Wahrzeichen in der unabsehbaren Ebene. Leise lispelt es in den Fächern der Palmenwedel, als hielten sie ernsthafte Zwiesprache. Da und dort breitet ein Baobab, der Riese seines Geschlechts, seine weitarmigen Aeste aus und der heiße, über die Savanne streichende Wind spielt

mit seinen Früchten, die an langen Schnüren niederwärts hängen. Einiges Buschwerk und Heckengestrüpp breitet sich an vereinzelten Stellen aus und die hohen Termitenpiks, der zellenreiche Bau der zerstörungswütigen „weißen" Ameisen, gewähren der sonst so monotonen Steppe einige Staffage.



Termitenbau.

Wellenartig ziehen sich geringe Bodenerhebungen parallel mit dem Küstensaum dahin. Sie lassen unschwer erkennen, daß es ehemalige Dünen sind, an denen vor undenklichen Zeiten die Wogen des Meeres brandeten. Von diesen Anhöhen aus streift das Auge landeinwärts die blauen Konturen der Berge, die sich von Südwesten

nach Nordosten hinziehen, während rückwärts gewandt der Horizont vom endlosen Meer begrenzt wird. Tiefblau schimmert die See im Glanze der tropischen Sonne, die in wolkenloser Klarheit über den Gewässern strahlt. Segelschiffe mit schwellender Leinwand verfolgen in weiter Ferne ihren östlichen Kurs, Dampfer durchfurchen trotz Gegenwind und Gegenströmung die blauen Fluten, Fischerboote tummeln sich auf offener See, weit weg von den Ankerplätzen und schützenden Dünen der Küstenstädte.

Die Savanne erscheint uns anfangs öde und leblos. Doch bald begegnen uns einzelne Trupps ihrer dunkelfarbigen Bewohner, die von ihren Weilern und Höfen kommend, den Strandorten zusteuern, oder von dort landeinwärts ziehen. Sie sind meist beladen mit den Produkten des Landes, die sie an der Küste gegen europäische Artikel eintauschen wollen, oder sie kehren mit solchen zu ihren Heimstätten des Inlandes zurück. Sie entbieten uns freundlichen Gruß und wandern weiter. Der Weg führt an einzelnen Dörfchen vorbei. Sie bestehen meist nur aus wenigen armseligen Hütten, die von Erde aufgeführt und mit dem Gras der Steppe bedacht sind. Ihre Bewohner liegen dem Feldbau ob und ringen hier, wo der Regen spärlich fällt und der Tau des Himmels nahezu versagt ist, dem sandigen Boden etwas Maniok und Erdbohnen ab.

Nach zweistündiger Wanderung wird die Scenerie wechselvoller und anmutiger. Die Savanne nimmt das Bild eines von der Kunst unberührten englischen Gartens an. Der Graswuchs ist niederer und dichter. Gleich wiesenartigen Teppichen zeigen sich allenthalben buntfarbige Flächen, umrahmt und durchbrochen von kleinen Gebüschen, die von Blattranken und Schlinggewächs durchwoben sind, meist wie von Künstlerhand malerisch gruppiert um einen

hohen, weitästigen Baum. Da und dort, wo eine Niederung das Regenwasser gesammelt hat, lugt eine wilde Dattelpalme aus dem üppigen Grün ihrer Umgebung hervor und erfreut das Auge mit ihren maifrischen Wedeln und scharlachroten Fruchtbeeren. Feldlilien von blendendem Weiß, die besonders des Nachts ihre Kelche öffnen, und langstielige rote Blütenbüschel schimmern uns wie Korallen entgegen und heben sich vom Rasenteppich ab. Die Dorfschaften werden häufiger, die Pflanzungen ausgedehnter. Hie und da ziehen sich hohe Maisfelder am Wege entlang. Immer deutlicher und bestimmter treten die Umrisse und Formen der Berge hervor, und in ihrem Schatten lagert am Fuß des Gebirges entlang das sogenannte Buschland.

Wir treten in diese Region ein. Ueppiger Wald umfängt uns. Zwar ist derselbe nicht sehr hoch, aber um so dichter ist sein Gehege. Jeder Ausblick ist uns benommen und die Luft hat wenig Zutritt. Eine schwüle Hitze brütet über dem waldigen Revier. Unzählige schmale Pfade zweigen vom Hauptweg ab und führen in die versteckt liegenden Dorfschaften oder aber auf die Pflanzungen der Neger. Kindergeschrei oder ein Hahnenruf künden schon von ferne ein Dörflein an. Zwei Reihen einfacher Hütten, an die sich kleine Gehöfte anschließen, sind meist alles, was die Heimstätte des afrikanischen Bauers aufweist. Mitten hindurch führt die breite Dorfstraße, die mit schattigen Bäumen besetzt ist. Unter ihnen pflegt der Neger zu allen Tageszeiten der Ruhe, raucht seine Tonpfeife, unterhält sich und faulenzt, wenn die Arbeit nicht drängt, oder der Fetisch sie verbietet. Er nennt es „Luft schöpfen", ein Genuß, der ihm allerdings in seiner engen dumpfen Hütte versagt ist. „Krankheitsväter" (d. h. Sieche und allerlei Bresthafte) hocken, in ihr Gewand gehüllt, umher und

wehren dem zudringlichen Geschmeiß, das sich auf ihre Hautwunden setzen will. Weiber frisieren sich und hätscheln ihre Kinder. Des Abends aber, wenn der Mond sein volles Licht über das Gefilde ergießt, da wird die Dorfstraße zum Tummelplatz der Freude und Lust. Die Jugend führt ihre ausgelassenen Tänze auf und begleitet sie mit schallendem Gesang und Händeklatschen. Dazwischen hinein wird getrommelt und gelärmt, daß der Heidenspektakel in der Stille der Nacht weithin hörbar ist.

In aller Frühe erhebt sich der Bauer mit seinen männlichen Familiengliedern und begibt sich mit Flinte, Hacke und Feuerbrand auf die Pflanzung, wo er des Tags über seiner Arbeit nachgeht. Da gilt es Busch zu hauen und niederzubrennen, den Boden urbar zu machen und die Einsaat zu besorgen. Daneben wird der Oelpalme prickelnder Saft gezapft und als Labetrunk beim heißen Tagewerk geschlürft. Erst gegen Abend kehrt er in sein Heim zurück, wo inzwischen Weiber und Mädchen für die Mahlzeit gesorgt, Wasser geholt, Welschkorn gemahlen und Brot gebacken haben. Doch bevor er mit den Fingern in die schwarzirdene Schüssel langt und den knurrenden Magen zu seinem Recht kommen läßt, erfrischt er sich erst durch ein gründliches Bad und reibt seinen hamitischen Leib mit Pflanzenbutter ein, damit Haut und Gelenke wieder glatt und geschmeidig werden.

Einfach und schlicht spielt sich das Leben des Negers in diesem Plantagenbezirk ab. Der verbildende Einfluß der Küste tritt kaum an ihn heran, außer daß das verderbliche Feuerwasser von dort seinen Weg zu ihm findet. Die Weltereignisse lassen ihn unberührt und der Fortschritt der Kultur bleibt ihm fern. Umso mehr ist er aber auch dem betrügerischen Treiben der Fetischmänner und Zauberer anheimgegeben, deren Zunft unter der ländlichen Bevölke-

rung ein ergiebiges Feld für ihre Tätigkeit findet. Krankheiten und allerlei Nöte Leibes und der Seele, Regenmangel und unfruchtbare Zeiten, Seuchen und Unglücksfälle, Prozesse und anderes führen diesen geriebenen Betrügern und Verführern des Volkes zu aller Zeit Leute zu, die bei ihnen Schutz, Rat und Hilfe suchen, während Angelegenheiten des Rechts sie an ihre Häuptlinge an der Küste weisen.

In diesem ländlichen Bezirk, inmitten der dichten Bauernbevölkerung liegt das Dörflein Abokobi, etwa vier bis fünf Stunden von Christiansborg entfernt. Tiefe Sabbathstille begrüßt den von der Küste kommenden Wanderer. Das ewige Brausen der Meeresbrandung ist hier verstummt. Nur das Trommeln und Lärmen heidnischer Feste und Spiele tönt in der Stille der Nacht aus den Nachbardörfern herüber. Hier ließ sich Missionar Zimmermann mit seiner Familie und seinem Kollegen Steinhauser wenige Tage nach der Beschießung und Einäscherung Christiansborgs nieder. Aber noch war es kein Dörflein, das ihnen damals ein Asyl im Buschland bot. Auf dem Land, das Missionar A. Riis schon in den dreißiger Jahren für die Mission erworben, hatte man seiner Zeit nur ein kleines Lehmhäuschen errichtet, das bisher den Missionaren auf ihren Reisen zwischen der Küste und der Gebirgsstation Akropong als gelegentliches Absteigequartier gedient hatte. Außerdem befanden sich noch drei kleine Hütten am Platz, die von drei Negerfamilien bewohnt waren. In dem der Mission gehörenden Häuschen kampierte als Hausmeier der alte Negerchrist Abraham Akwete aus Täschi.

Das war Abokobi in jenen Septembertagen des Jahres 1854, als die Missionare dort Zuflucht suchten. Wie und wo sollten sie aber mit ihrem Hausgesinde, mit Knaben, Mädchen und Schülern — zusammen etwa 30 Personen —

unterkommen? Man mußte sich eben behelfen. Abraham trat zwei seiner Zimmerchen ab, die aber erst gegen den Regen geschützt werden mußten. Das größere wurde in der Mitte durch einen Vorhang abgeteilt und die Frauen in den Räumen untergebracht. Die Männer schliefen einstweilen im Freien auf der Galerie. In den nächsten Monaten baute man ein drittes Zimmerchen und die Katechistenzöglinge errichteten ein längeres Gemach für ihren Gebrauch. Auch sonst war es das reinste Lagerleben. Auf europäische Lebensweise mußte man verzichten. Maisbrot und Stockjams war zunächst die Nahrung, Taschenmesser und anderthalb Löffel das gemeinsame Besteck. Kaffee lieferte die nahe Pflanzung, und auch an sonstigen Feldfrüchten war kein Mangel; das Weitere fand sich nach und nach. Nur an gutem Trinkwasser war kein Ueberfluß. In der Regenzeit lieferte zwar ein etwas entfernter Bach den nötigen Bedarf, aber in der trockenen Zeit mußte man bis an den Fuß des Gebirges wandern und es von dort holen. Drum ging man auch ohne Säumen daran, mit aller Energie einen Brunnen zu graben und in der Tiefe Wasser zu suchen. Der Wald mit seinem dichten Unterholz wurde ringsum gelichtet und das geklärte Land mit Mais, Jams und Bohnen bepflanzt.

Bald stellten sich versprengte Christen von da und dort ein und bauten sich an. Ein Häuschen ums andere entstand. Der Gottesdienst wurde unter einem Schattenbaum gehalten, der im Gehöft der kleinen Missionsniederlassung stand. Hunderte von Webervögeln, die in den Aesten des Baumes ihre langen Nester aufgehängt hatten, belebten mit ihrem Zwitschern und Trillern das einsame Heim im Buschland. Auch die muntere Jugend wurde zur Schule gesammelt. Des Abends aber scharte sich groß

und klein um ein großes Feuer im Hofe. Da wurde erzählt und gesungen. Gemeinsam wurde in Gottes freier Natur Abendandacht gehalten. Dann gab gewöhnlich Steinhauser eine Singstunde, an der sich jung und alt beteiligte. Da stand er inmitten der nächtlichen Versammlung und schlug den Takt, während aller Augen und Zähne glänzten. Aus den nahen Weilern aber tönten die dumpfen Wirbel der Trommeln und das wilde Gejohle der Dorfbewohner herüber, die sich mit Tanz und Gesang ergötzten.

Allein das Buschleben hatte auch seine Gefahren. Die armseligen Hütten boten zwar genügenden Schutz gegen die Unbill der Witterung, konnten aber nicht verhindern, daß das unheimliche Gewürm der Schlangen unbehelligt Eingang fand. Eines Nachts hörte Zimmermann, als er sich eben zur Ruhe begeben, hart unter sich ein eigentümliches Rutschen. Er machte Licht und untersuchte das Bett. Es ließ sich nichts entdecken, bis abermaliges Geräusch ihn unter die Bettstelle blicken ließ. Erst da bemerkte er etwas, das wie eine grüne Flasche aussah. Es war eine Schlange der gefährlichsten Art, die sich hier hinter Kisten einen Schlupfwinkel suchte. Schnell zog Zimmermann Stiefeln an und rief nach seinem Knecht. Dieser erschien mit noch zwei Männern, die ihre geladenen Flinten mitbrachten. Nun wurde auf die Schlange gefeuert, die mit einem eigentümlichen Zischen in eine Ecke floh. Zimmermann wollte sie mit einem Säbel an die Erde spießen, aber sie entwischte wieder, bis ein zweiter Schuß sie so verwundete, daß man ihrer habhaft werden und sie im Gehöft vollends töten konnte. Sie war fünf Fuß lang und über einen Zoll dick. Und fast wäre bei dieser gefährlichen Jagd das Häuschen in Feuer aufgegangen; denn eben wollte sich Zimmermann wieder zur Ruhe begeben,

als er zwischen einem Haufen Packpapier Rauch bemerkte. Der letzte Schuß hatte in dem engen Raum gezündet und es fehlte wenig, so standen die daneben stehenden Bücher und das ganze Zimmer in Flammen. Und wie in diesem Fall, so erlebten die Missionare während ihres Lebens im Buschland so manches Beispiel der göttlichen Bewahrung.

Im übrigen wurde Abokobi gar bald zu einer Leuchte inmitten der heidnischen Finsternis. Es wurde fleißig in den zahlreichen benachbarten Ortschaften und Höfen gepredigt. Die einfache Bauernbevölkerung hörte gern und aufmerksam die frohe Botschaft. Bald regte es sich da und dort. Aber auch der Widerstand der zahlreichen Fetischpriester erhob sich. Denn das Buschland war das einträglichste Gebiet ihres betrügerischen Gewerbes. Sie fürchteten für ihren Einfluß und suchten die Bewohner durch ihre Orakel und Bannsprüche gegen die Verkündiger der „Gottessache" aufzuhetzen. Wo irgend Regenmangel eintrat, da sollte das Kirchenglöckchen in Abokobi schuld sein. Allein ihr Wüten und Drohen war vergeblich. In kurzer Zeit meldeten sich verschiedene Leute aus der Nachbarschaft zur Taufe, der kleine Ort erhielt Zuzug von solchen, die sich der Christengemeinde anschlossen, und in der Umgebung entstanden da und dort Außenposten, wo die eine oder andere Familie sich vom Heidentum lossagte und des Sonntags nach Abokobi zum Gottesdienst pilgerte.

So wurde die ehemalige Missionsplantage zu einer Stätte im Buschland, wo nicht nur die von Christiansborg zerstreuten Lebensfunken wieder gesammelt wurden, sondern die auch weiterhin zündend wirkten und neues Feuer anfachten.



3. Heidnisches Dunkel.

Nur wenige Wegstunden nordöstlich von Abokobi entfernt liegt das große Bauerndorf Sasabi. Seine niedrigen Hütten stehen in langer Zeile dicht an einander gebaut, zwischen denen die breite Dorfstraße dahinführt. Einige Kokospalmen, deren lange Wedel von den Webervögeln arg zersaust und ihrer Fiedern beraubt sind, schauen melancholisch zwischen den Grasdächern hervor. In der Mitte der unebenen Dorfgasse erhebt sich eine dreizinkige Holzgabel mit dem üblichen Fetischtopf, worin der Schutzgeist des Ortes seinen Sitz hat; denn Sasabis Bewohner sind gar geisterfürchtig.

Und doch herrscht heute eine sehr gedrückte Stimmung unter den Dörflern. Von Spiel und Tanz ist des Abends keine Rede. Die Trommeln werden nicht gerührt, die Antilopenhörner schweigen. Kein Possenreißer schwingt den Kuhschwanz, und die Jugend verhält sich still und zurückhaltend. Die Freude scheint aus dem Dorfe gebannt zu sein. Unter den weitschattigen Aesten einer Tamarinde sitzen in der Kühle des Abends die Alten und Volkshäupter auf roh behauenen Baumklötzen und machen sorgenvolle Mienen. Dem einen ist die Tonpfeife darüber ausgegangen und er reicht sie verdrießlich seinem Nachbar. Ein anderer spuckt mit Vehemenz durch die vorderen Zahnlücken, räuspert sich und zieht das weite Gewand dichter um sich. Aber er findet nicht das Wort zur Anrede. Einige andere schauen wie geistesabwesend in die Ferne, wo sich jenseits des Dorfanwesens die dunkeln Umrisse des Gebirges am nächtlichen Horizont abheben. Allen sitzt der Schrecken in den Gliedern, und vergeblich bemühen sie sich, ihn von

sich abzuschütteln, so lange sie auch schon ratschlagend bei einander sitzen.

Sie haben auch allen Grund, daß sie von Sorge erfüllt sind; denn ein gefährlicher Feind bedroht ihre Grenzen. Schon hat derselbe in den heimatlichen Küstenstädten seinen Einzug gehalten und räumt gewaltig unter der Bevölkerung auf. Es ist kein Feind mit Pfeil und Bogen, sondern eine Epidemie, eine Pestilenz, die im Finstern schleicht und vor der jeder Neger erbebt; denn er weiß, da ist kein Entrinnen, keine Flucht möglich. Die Pocken sind vom Voltafluß her ins Land eingedrungen und haben sich längs der Küste von Stadt zu Stadt weiter verbreitet. Es steht zu befürchten, daß dieses unheimliche Gespenst, unter dem sich der Neger diese Seuche denkt, nächtlicherweile auch seinen Weg nach Sasabi finden werde; denn schon dringt aus einzelnen Dörfern die Kunde, daß es da und dort seine Opfer gefordert habe. Da gilts bei Zeiten Vorkehrungen gegen diesen gefürchteten Besuch zu treffen. Wohl hat der Oberpriester des angesehenen Fetisches Lakpa den Rat erteilt, einen Wächter an den Ausgängen des Dorfes bei Tag und bei Nacht aufzustellen, um das Pockengespenst zu verscheuchen. Doch welcher Neger würde sich bei seiner angeborenen Furcht vor bösen Geistern und unheimlichem Spuk dazu verstehen, in mitternächtlicher Stunde auf dem Wachtposten zu stehen! Es ist vorauszusehen, daß ein solcher Wächter in der Geisterstunde beim geringsten Geräusch Reißaus nehmen und sich in seiner Hütte bergen würde. Solch zweifelhaftem Schutz durfte sich Sasabi nicht anvertrauen. Hierin war man sich seiner Schwäche wohl bewußt. Doch etwas mußte geschehen.

Da kommt als Retter in der Not der bekannte Fetischpriester Mohenu von der Küstenstadt Täschi daher. Der



Kokospalmen.

Mann hat einen Ruf als Geisterbanner im ganzen Buschland. Freudig wird er begrüßt; die Not wird ihm geklagt. Einen Wächter und Schutzpatron will ich euch gerne verschaffen, meint er, der getreulich standhält und gewissenhaft Ausschau am Eingang des Dorfes hält. Er erbietet sich, aus Lehm eine menschliche Figur herzustellen, die als Behausung einer Fetischseele alle Gefahr vom bedrohten Gemeinwesen fernhalten soll. Schon hat er solche „Amaga" da und dort in den Dörfern und in seiner Vaterstadt aufgestellt, und zudem ist es ja alte Volks- und Religionssitte der Gä-Neger, gegen herannahendes Unheil sich derartiger Schutzpatrone zu bedienen.

Das Anerbieten wird gern angenommen und es handelt sich nur noch darum, die Bewohnerschaft dafür zu gewinnen, daß sie für die Unkosten aufkommt. Das hat keine Schwierigkeit. Noch am gleichen Abend ertönt die eiserne Schelle, die ein Bediensteter des Häuptlings auf- und niederschwingt. Zugleich ruft er mit lauter Stimme aus, daß sämtliche männliche Bewohner des Ortes am nächsten Morgen in aller Frühe und Nüchternheit sich auf der Dorfstraße versammeln sollen, um eine wichtige Sache zu „essen" (zu beraten).

Keiner fehlt am folgenden Morgen. Alle Arbeit ruht, niemand begibt sich mit Buschmesser und Haue auf die Pflanzung. Auch die „Krankheitsväter", sofern sie nur an Wunden und Geschwüren leiden, schleppen sich herbei. Die Leiter des Gemeinwesens lassen sich auf niederen Holzsesseln nieder und lassen die Schnupftabaksbüchse im Kreise herumgehen. Auch die Branntweinflasche hat wie immer ihren Weg in die Gemeindeversammlung gefunden; der Fusel soll den nötigen Scharfsinn verleihen. Die weiblichen Bewohner Sasabis, die nach dem Staatsrecht der Neger von

der Beratung ausgeschlossen sind, lugen neugierig durch die Zäune und Hecken der Gehöfte oder strecken ihre Köpfe verstohlen über die niedere Hofmauer, stehen wie weiland Sara hinter der Tür und suchen den Gegenstand der Verhandlung zu erlauschen.

Die Versammlung währt diesmal nicht lange. Handelt es sich doch um keinen verwickelten Prozeß, sondern nur um Feststellung der Umlage für die Errichtung des Amaga. Daß ein solches erwünscht ist, daran zweifelt niemand. So lautet denn der endgültige Beschluß der „Alten", daß jeder erwachsene Bewohner des Dorfes — Mann wie Frau — 25 Pfennige beizusteuern habe. Das Geld wird sogleich eingezogen und der Priester verspricht ans Werk zu gehen. Zuvor aber macht sich die junge Mannschaft daran, am Ausgang des Dorfes einen Platz zu säubern und Lehm anzufeuchten. Und nun entsteht unter den Händen des Künstlers im Lauf des Tages aus geknetetem Lehm ein Gebilde, dessen Kopf und Oberleib dem eines Mannes entspricht, der in sitzender Stellung auf einem kleinen Sessel von Lehm thront. Als Augen sitzen ihm zwei Muscheln im Kopf, die ihm ein höchst blödes Aussehen verleihen. Müssig ruhen die plumpen Hände auf den zwergartigen kurzen Beinen, die in gar keinem Verhältnis zu dem dickwanstigen Oberkörper stehen. Ein steifer Bocksbart klebt dem Burschen am Kinn, der jedoch keinen Faden Bekleidung am Leibe trägt und die menschliche Figur in ihrer ganzen Blöße zeigt. Schmunzelnd streicht und klebt der Künstler an dem rohen Erdklumpen herum und blickt schließlich stolz auf sein fratzenhaftes Gemächte, das starr und stumm dasitzt und vor dem das heranschleichende Pockengespenst erschreckt Reißaus nehmen soll. Geschäftige Hände errichten in Eile ein kleines Schutzdach über der Figur, damit ihr

nicht der Regen eine Glatze wasche. Opfer werden dem Schutzheiligen dargebracht, und wenn es auch nur unreife Früchte und faule Eier sind — er sieht doch den guten Willen.

Das Werk ist getan und die Bevölkerung atmet erleichtert auf. Der Fetischpriester wird bezahlt und mit Branntwein reichlich bewirtet. Auf seinen Rat hin werden auch noch die übrigen Zugänge ins Dorf verwahrt. Es werden zollhohe Zäune aus kleinen Pflöcken quer über den Weg errichtet, damit das Gespenst bei seiner Annäherung darüber stolpert und zur Umkehr bewogen wird. Ja, an einem etwas versteckten Seitenweg wird sogar eine alte Flinte auf zwei Holzgabeln aufgelegt, die trotz ihrem schadhaften Kolben dem Krankheitsgeist den nötigen Respekt einflößen soll.

So ist denn alles geschehen, um Sasabis Bewohner sicher zu stellen. Freude und Lust zieht wieder unter ihnen ein. In dieser Zeit kam auch der eine und andere Missionar von Abokobi auf seinen Wanderungen je und je nach Sasabi. Er fand die Leute wenig geneigt für das Evangelium, und von den Fetischpriestern der Umgegend aufgestachelt, weit feindseliger als in den kleinen Ortschaften Damfa und Pantang, wo sich bereits einige Christen befanden. Besonders in ersterem war ein Regen und Bewegen zu verspüren. Steinhauser hielt sich hier öfters länger auf, erteilte Taufunterricht und predigte des Abends auf den Straßen der benachbarten Dörfer und Höfe. Schon erhob sich hier auch die erste kleine Kapelle im Buschland, wiewohl die wenigen Christen am Sonntag vorzogen, nach Abokobi in den Gottesdienst zu pilgern. Sasabi war dagegen harter Boden; aber auch da wurde lebenskräftiger Samen ausgestreut; nur ging die Aussaat langsam auf.



Schutzpatron am Dorfeingang.

Der Schutzpatron Sasabis, den man zur Zeit der Pockenepidemie aufgestellt hatte, konnte das Unheil doch nicht ganz von den Grenzen des Ortes abwehren. Einzelne Personen wurden von der Seuche ergriffen und in manchem Gemüt wurde der Glaube an die Macht des Fetisches wankend. Indes nicht immer lehrt die Not beten, besonders wenn diese nicht allzu lange währt. Die Pestilenz zog rasch vorüber und der Schrecken ward wieder vergessen. Immerhin fanden sich einige wenige Seelen, die nach dem lebendigen Gott fragten und dem Teufel und seinen finstern Werken entsagten. So wurde auch Sasabi in den Jugendtagen Abokobis einer jener Orte, dem man seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und wo man einen Stützpunkt zu finden hoffte, von wo die zahlreichen Ortschaften auf dem Verkehrsweg von Abokobi nach Krobo bearbeitet werden sollten.



4. Ein Starker, der zum Raube wird.

Es war in den Sommertagen des Jahres 1857. Da klopfte es an die Tür von Missionar Zimmermanns Studierstube und herein trat mit elastischem Schritt und ins landesübliche Gewand gehüllt ein kräftiger Neger von zirka 45 bis 48 Jahren. Der Mann war dem Missionar nicht bekannt. Doch erinnerte er sich, als ihm jener seinen Namen nannte, von ihm schon gehört zu haben. Es war der Fetischpriester Mohenu, der vor ihm stand. Und was ist es, was du von mir begehrst? fragte ihn Zimmermann. „Herr, meine Sache ist erschrecklich“, erwiderte der Fetischpriester. „Ich bin gekommen, um meinen Namen als

Taufbewerber aufschreiben zu lassen; ich will fortan Gott dienen und Christ werden." Mißtrauisch blickte Zimmermann den Mann an, und lange wußte er nicht, was er sagen sollte. So etwas war ihm bis jetzt noch nicht vorgekommen. Die Fetischpriester waren allerorten die geschworenen Feinde der Missionare; sie hätten seiner Zeit am liebsten die Gründung Abokobis mit Gewalt verhindert. Bei den Straßenpredigten leisteten sie überall offenen und geheimen Widerstand und nicht am wenigsten galt der vor ihm stehende Mohenu als der wütendste Gegner der „Gottessache". Die Bekehrung von einem solchen Priester war bis jetzt noch nicht erlebt worden, und man hatte eine solche auch nicht zu hoffen gewagt. Kein Wunder, daß der Missionar dem Manne nicht traute, der einer Zunft angehörte, die aus bewußten Betrügern und Verführern des Volks besteht. Immerhin mußte er den Mann anhören, der nach der Weise der Neger in den Mitteilungen über seine Person und den Grund seines Kommens sehr weit ausholte.

Wer war Mohenu? Und wie war er dazu gekommen, den Fetischdienst aufzugeben, um dem lebendigen Gott zu dienen?

Mohenu war in der Küstenstadt Täschi geboren und trieb, als er erwachsen war, wie sein Vater Landbau. In der Nähe Abokobis lag seine Pflanzung. Der Entstehung dieses Christendorfes setzte er mit der ganzen Sippschaft der Fetischpriester den hartnäckigsten Widerstand entgegen, denn er wußte, daß mit dem Einzug des Evangeliums der Einfluß und Verdienst seines betrügerischen Gewerbes beeinträchtigt wurde. Nicht immer war er Fetischpriester gewesen. Erst im Mannesalter war er in die Gesellschaft dieser Gaukler eingetreten. Das bequeme Leben und der reichliche Verdienst

dieser Leute hatte ihn angezogen. Mit seinem Glauben an den Fetisch wars schwach bestellt und die Lehrzeit, die er bei einigen alten Kameraden dieses Gelichters zu bestehen hatte, brachte ihn vollends darum. Von ihnen wurde er in mitternächtlicher Stunde in das geheime Treiben der Priesterschaft eingeweiht. Die erste Offenbarung, die ihm zu teil ward, war die Eröffnung, daß es keinen Fetisch gäbe. Er hatte ihre Gaukeleien, ihre Tänze und Gesänge, das Bauchreden und Quacksalbern zu erlernen, um seine Volksgenossen hinter das Licht zu führen.

So trat er nach beendigter Lehrzeit öffentlich als Wahrsager, Zeichendeuter und Arzt auf, tanzte, veranstaltete Fetischfeste und trieb von seinem Dörfchen Abladschei aus sein Wesen als Verführer des Volks. Jahrelang tat er dies unbehelligt. Wer hätte auch dawider auftreten sollen und Zeugnis von der Wahrheit ablegen können? Da entstand unfern Abladschei die Missionsstätte Abokobi. Das war für den Fetischpriester und sein finsteres Tun eine unheimliche Nachbarschaft. Es fehlte auch nicht an Mahnungen, die sein Gewissen straften. Selbst in Abladschei fand das Evangelium Eingang, und überall in den umliegenden Ortschaften bezeugten die Missionare das Wort der Wahrheit. Mohenu fürchtete für seinen Einfluß. Unmutig verließ er eines Tages Abladschei und ließ sich in einem einsamen Weiler nieder, um von da aus sein Gewerbe ungehindert weiter zu betreiben. Indes er hatte schon einen Stachel im Gewissen. Der alte Christ Abraham in Abokobi hatte wiederholt mit ihm ernstlich gesprochen.

Da geschah es eines Tages, daß Mohenu auf dem Felde jagte. Statt des Wildes erblickte er eine große, eigentümliche Schlange. Er wollte schießen, hörte aber eine Stimme, die ihm wehrte. Sinnend ging er nach Hause. Am folgenden

Tage erhielt er die Todesbotschaft von einem Verwandten im nahen Dorfe Adanse und ging zu dessen Beerdigung. Von da am Abend zurückgekehrt, legte er sich zur Ruhe nieder. Halbwachend lag er auf seiner Matte. Da war es, als ob eine Wolke ihn beschattete. Dann faßte ihn jemand beim Kopf und sagte: „Warum willst du nicht hören? Du starker Knecht des Teufels, du sollst mein Knecht werden!" Die Wolke verschwand und er fühlte sich krank.

Der Morgen kam und mit ihm ein wunderbarer Vorgang. Mohenu lag noch auf seiner Matte, als eine Engelserscheinung seine Augen blendete. Ein Engel beugte sich zu ihm herab und sprach: „Stehe auf, dein Meister rufet dich!" Er tat es und folgte dem Engel. Unterwegs forderte dieser ihn auf, hinter sich zu schauen. Mohenu blickte zurück und sah seinen eigenen Leib von Würmern zerfressen als bloßes Gerippe daliegen. Der Anblick ergriff ihn tief. Da bestrich ein Engel das fleischlose Gebein mit Erde und es bekam wieder Fleisch und Blut. Und indem er seinem Führer, dem Engel, weiter folgte, begegneten ihm feindliche Scharen, die ihm zuriefen: „Wohin willst du gehen? Du wirst uns doch nicht verlassen wollen?" Sein Führer aber sprach ihm Mut zu. Endlich kamen sie zum Herrn Jesus. Der fragte ihn, ob er wisse, wer ihn unterwegs zurückzuhalten versucht hätte. Mohenu antwortete: nein! „Deine bisherigen Freunde und Zunftgenossen, die Fetischpriester sind es gewesen", sprach der Herr. „Siehest du deine Fetische?" wurde Mohenu weiter gefragt. Er gab hierauf keine Antwort, sondern neigte sich und war beschämt. Hierauf schaute er die „Stätte Gottes" und sah den Herrn, umgeben von Engeln in lichten Gewändern. Außerhalb des Hauses Gottes aber erblickte er allerlei Unheilige, an deren Leibern ihre Taten geschrieben standen. Da sprach der Herr zu ihm: „Nun werde ich dich

wieder zurücksenden; gehe den geraden Weg und sage deinen Mitsündern, was du gesehen hast." — Mohenu kehrte zurück, begleitet von sieben Engeln. Diese gossen Wasser über seine Hütte und er hörte eine liebliche Musik. Da war es, als fielen Schuppen von seinen Augen und er ward wieder sehend.

Es war ein Sonntagmorgen, als dies geschah. Mohenu war tief ergriffen und zum erstenmal in seinem Leben fing er an zu beten zum lebendigen Gott, dessen Nähe er gefühlt. Die Seinigen merkten, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging und hielten ihn für krank. Sie wollten ihm Medizin verabreichen, aber er wehrte ihnen. Von da ab arbeitete der Geist Gottes so in seinem Herzen, daß er keine Ruhe fand außerhalb der Gemeinde des Herrn. Er begab sich, wie schon erwähnt, zu Missionar Zimmermann und meldete sich in den Taufunterricht.

Er wurde mit Mißtrauen und Vorsicht aufgenommen; aber Mohenu, der ehemalige Fetischpriester, erwies sich als aufrichtig. Seine Bekehrung war ihm ernst und mit Eifer genoß er christlichen Unterricht. Am 11. Oktober 1857 konnte er auf seinem Weiler in der Nähe von Abokobi mit seinem ganzen Hause getauft werden. Einige Christen fällten den Fetischbaum in seinem Gehöft und beseitigten den heidnischen Greuel. Abokobi aber, wohin Mohenu nun übersiedelte, gewann an ihm einen wackeren Christen, der sich mit ganzer Seele der Gemeinde anschloß und als ein Paulus — diesen Namen hatte er sich bei seiner Taufe erbeten — der Sache Gottes mit großem Eifer diente. Wir werden ihm noch später begegnen.



5. Vereitelte Pläne.

Abokobi, das kleine Dörfchen in der stillen Waldeinsamkeit, war ein Sammelpunkt der zersprengten Negerchristen geworden. Es war aber auch der Ausgangspunkt einer gesegneten Missionstätigkeit im umnachteten Heidentum. Zimmermann, sein Gründer, hatte indes noch andere Pläne mit ihm im Auge. Er sah sich hier ringsum von einer betriebsamen, wenn auch heidnischen Bauernbevölkerung umgeben. Mitten zwischen dem dichten Waldgehege zogen sich große Pflanzungen von Mais und Jams dahin. Auf den Waldblößen erhoben sich kleine Weiler und Speicher mit der Erntefrucht, umgeben und beschattet von Tamarinden, Orangenbäumen und duftenden Limonensträuchern. Zweimal des Jahres gewährte der fruchtbare Boden bei genügendem Regenfall der emsigen Hand einen ergiebigen Ernteertrag. In den Produkten, die das Land in reicher Fülle bot, erblickte er das Rohmaterial zu den Erzeugnissen eines mannigfaltigen Gewerbes. Das alles konnte und sollte in weit umfangreicherem Maße ausgenützt werden, wenn neben dem kulturlosen Neger ein Menschenschlag auf dieser Scholle lebte und hantierte, der es verstünde, mit Fleiß und Geschick den Reichtum des Landes zu heben und den Negern hierin ein Vorbild zu geben.

Das ließ in Zimmermann einen Gedanken ausreifen, den er schon lange mit sich herum getragen hatte: den Plan einer sogenannten Kulturmission. Hier in Abokobi wollte er ihn zunächst in kleinem Maßstab verwirklichen. Wiewohl ein Sprachgelehrter, der dem Volksstamm der Gã-Neger die Bibel in ihre Sprache übersetzt und manch anderes wertvolle Buch verfaßt hat, ein Mann von genialer Begabung, hatte er doch dem Bauernstand, aus dem er hervorgegangen, seine

besondere Vorliebe bewahrt. Nicht genug wußte er zu betonen, daß auf dem Ackerbau der besondere Segen Gottes ruhe und daß derselbe die unzerstörbare äußere Grundlage bilde, auf dem sich Gesittung und Bildung, Wohlfahrt und Ordnung für die Völker der Erde aufbaue. Und diesen Segen wünschte er vor allem seinem Afrika, für das er lebte und das er über alles liebte. Für sein Afrika, dem zu lieb er auch eine Afrikanerin zur Gattin erkor, hegte er die größten, weitgehendsten Hoffnungen; in ihm ersah er die Welt der Zukunft, das Land der großartigsten Entwicklungsgeschichte. Mit prophetischem Blick sah er voraus, daß dieses sein Afrika, bis jetzt verachtet und mit Füßen getreten, dereinst noch viel umworben sein und zu Ehren kommen würde. Soweit es in seiner Macht stand, wollte er nicht nur an der Christianisierung dieses Erdteils, sondern auch an der kulturellen und wirtschaftlichen Hebung seines Arbeitsgebiets mithelfen.

Zimmermann glaubte dies durch eine mit der Mission Hand in Hand gehende Kolonisation am besten erreichen zu können. Nicht, daß er den uneindämmbaren Strom der Einwanderung in sein Arbeitsgebiet herein lenken wollte, sein Wunsch ging vorderhand nur dahin, eine kleine Anzahl junger Leute von christlicher Gesinnung aus dem heimatlichen Bauern- und Handwerkerstande in seiner Nähe anzusiedeln. Sie sollten durch ihr Vorbild, durch christliches Familienleben, durch ihre Kulturarbeit auf eigene Kosten die geistliche Tätigkeit der Missionare unter der heidnischen und christlichen Negerbevölkerung unterstützen und das Volksleben heben.

Neben der Landwirtschaft sollte dann noch ein Kleinhandel- und Ladengeschäft entstehen, und auch verschiedene Gewerbe, wie das Schreiner-, Wagner-, Schmiede-,

Sattler-, Schlosser-, Schuhmacher-, Schneider- und Weberhandwerk, Holzsägerei und Oelbereitung hoffte er sich entwickeln zu sehen. Hiezu fänden sich, meinte er, schon die Grundlagen bei den Eingeborenen vor; der Europäer sollte nur vervollkommnen, was bis jetzt beim kulturlosen Neger noch in den Anfängen steckte, durch seine Ideen anregen und mit gutem Beispiele vorangehen. Eisen und Bauholz, Baumwolle und andere Stoffe für die Weberei und Seilerei, Häute zu Lederarbeiten und Rohstoffe für Zucker, Seife, Lichter und Oel seien in Menge vorhanden. So erhoffte er von europäischen Ansiedlern eine allseitige Vervollkommnung des Landbaus und der noch in den Anfängen stehenden Gewerbe, Verwertung des Landes und der Arbeitskräfte, eine erhöhte Güterausfuhr, christliche Einwirkung und allgemeine soziale Hebung des Volkslebens.

Soweit Zimmermann hiezu die Hand bieten konnte, das wollte er tun. Er erstand zunächst aus seinen Privatmitteln in der Nähe von Abokobi zirka 100 Morgen Lands um 250 Gulden, und warb dann unter der Hand um einige junge Bauern von christlicher Gesinnung in seiner schwäbischen Heimat. Es fanden sich auch solche, die bereit waren, sich bei Abokobi anzusiedeln. Zugleich gewann er für den Plan seinen Kollegen Steinhauser, der seine Familie in der badischen Heimat zu bestimmen wußte, sich auf der Goldküste ein neues Heim zu gründen. Man ging an die Errichtung von einigen Häuschen für die neuen Ansiedler und alles schien einen hoffnungsvollen Anfang zu nehmen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Schon war alles geordnet und vorgesehen, als im letzten Augenblick, ehe die Auswanderung der Betreffenden zur Ausführung kam, der tüchtige und energische Steinhauser am 13. September 1857 in Christiansborg einer schnell verlaufenden Krankheit erlag.

Das genügte, um den ganzen Plan zu vereiteln. Das Missionskomitee sah sich nun veranlaßt, angesichts der ungesunden klimatischen Verhältnisse von einer Ansiedlung europäischer Kolonisten ernstlich abzuraten. So unterblieb dieselbe. Auch sonst ist manche Hoffnung Zimmermanns vereitelt worden. Selbst die Erwartungen, die er für seine Person und Familie an den Erwerb seines Landes knüpfte, sie sind nicht in Erfüllung gegangen.

In der Mitte seines großen Landgutes erhebt sich ein kleiner Bergkegel, fast wie der Hohenstaufen im schönen Schwabenlande. Von seiner luftigen Höhe aus genießt man die herrlichste Rundsicht. Wie ein Garten Gottes breitet sich weithin die von niedrigem Wald durchbrochene Ebene aus. Pflanzungen wechseln mit Wald und Savanne ab. Dazwischen liegen die Weiler und Dörfer der Bauern. Gegen Norden erheben sich die steilen Abhänge des Akwapemgebirges, an dessen unteren Halden gelichtete Waldblößen die Arbeit des Bäuern bekunden. Am östlichen Horizonte aber tauchen die zerklüfteten Schaiberge schroff und inselartig aus der weiten Ebene auf.

Hier auf dieser einzigartigen Anhöhe gedachte Zimmermann dereinst in späteren Tagen sein Heim aufzuschlagen. Wann sein Tagewerk sich zu Ende neigen würde, sollte ein bescheidenes Blockhaus ihm als Ausruheposten dienen, wo er wie ein Patriarch unter Kindern und Kindeskindern waltend des Landes Gewächs zu genießen gedachte. Hier wollte er unter seinem Negervolk noch seine letzten Kräfte für des Landes Wohl verzehren und seine Tage beschließen. Es ist ihm nicht beschieden worden. Wohl hat er noch manches Jahr für sein Afrika wirken dürfen, aber sein Gebein ruht in heimischer Erde, wo er 1876 wider seinen Willen Stärkung für seine angegriffene Gesundheit suchen mußte. Mit ihm sind manche Pläne ins Grab gesunken.



6. Der weitgereiste Sebastian.

Im Buschdorf Abokobi hatte sich mancherlei Volk eingefunden. Dazu gehörte auch ein alter, grauhaariger Neger, für den das stille Christenörtchen als eine Art von Besserungsanstalt dienen sollte. Er bewegte sich viel im Heim der Missionare, denen er in allem zur Hand ging und für die er mancherlei Dienste versah, wofür ein freigeborner Neger sonst nicht leicht zu haben war. So war er den Missionsfamilien in jenen Tagen des schweren Anfangs in der Abgeschiedenheit des Buschlandes ein wertvoller Helfer in den äußeren Dingen des Haushalts.

Aber auch sonst stellte der alte „Bast" — so hieß der Mann — gewissermaßen eine Kuriosität seiner Volksgenossen dar, denn er war weit und breit unter der afrikanischen Bauernbevölkerung der einzige Schwarze, der außer seiner einheimischen Mundart mehrere europäische Sprachen verstand und mit französischen, dänischen, spanischen, englischen und deutschen Brocken um sich werfen konnte. Auch konnte er sich rühmen, weiter in der Welt herumgekommen zu sein, als alle seine Stammesgenossen. Ja, er hatte als Afrikaner ein Stück europäischer Weltgeschichte mit erlebt, auf die er zwar keinen bestimmenden Einfluß ausgeübt hatte, wovon er aber nicht ohne Stolz und Selbstbewußtsein zu sprechen pflegte. „Ich gesehen habe Kaiser Napoleon I." Diese Mitteilung aus seiner Vergangenheit bildete gewöhnlich den Mittelpunkt seiner wichtigsten Erlebnisse. Und in der Tat, er war ein Mann, der weit gereist war, der viel gesehen, viel erlebt und merkwürdige Lebensschicksale hinter sich hatte, und der schließlich als Kuhhirt und Ochsenlenker, als Koch-

künstler und Faktotum der Missionare auf der Buschstation Abokobi seinen bewegten Lebenslauf beschlossen hat.

Daß ein Neger sich heutzutage bis nach dem zivilisierten Europa verirrt, ist nichts Seltenes mehr; werden doch Schwarze aus Ost- und Westafrika truppweise als Ausstellungsobjekte dem schaulustigen Publikum vorgeführt: Speere werfend, Keulen schwingend, unter wilden Gebärden und betäubender Musik den Kriegstanz aufführend. Sie müssen bei solcher Gelegenheit noch ein gutes Stück mehr Wildheit an den Tag legen, als sie's zu Hause gewohnt sind; sonst wäre es ja kein wirkungsvolles Schauspiel. Oder man kann in den Londoner Straßen wirkliche und gemalte Neger, mit der Mandoline im Arm, im Gigerlkostüm vor den Kneipen stehen sehen, wie sie zum Saitenspiel ein herzzerreißendes Lied summen und das Mitleid der Vorübergehenden zu wecken suchen. Und vollends an den Hafenplätzen! Wie oft begegnet einem da ein schwarzes Gesicht, das einem dahertrollenden Negermatrosen angehört, meist aber kaum beachtet wird. Selbst schwarze „Gentlemen“ oder Herren von Stand, die der Handel oder das Studium in die europäischen Großstädte führt, sind bei den heutigen Verkehrsmitteln keine befremdliche Erscheinung. Man trifft sie nicht selten als „Weltreisende“ in den Alpen, auf Bergbahnen, oder auf dem Rücken eines Saumrosses, in den Hotels und im Salon erster Klasse der Dampfschiffe. Der schwarze Herr findet sich auch ganz leicht in der ihm fremden Welt zurecht, er weiß mit Anstand und einigem Selbstbewußtsein aufzutreten und versteht vortrefflich den Engländer zu spielen. Solche Erscheinungen aus Afrika sind also heutzutage nichts Ungewohntes.

Anders war's vor fünfzig und hundert Jahren. Da pflegte ein Neger in Europa meist nur auf der Staatskarosse

eines Edlen des Landes zu figurieren, und zwar als Leib- und Kammermohr, reich betreßt und glänzend aufgeputzt. Im Gefolge eines reisenden Kavaliers, der von Westindien oder Brasilien sich seinen Tom mitgebracht hatte, war vielleicht ein solcher Schwarzer nach Europa verpflanzt worden und diente als Prunkstück im Haushalt seines Herrn. — Doch lassen wir uns die Irrfahrten unseres Bast erzählen.

Dieser war etwa ums Jahr 1790 im Fischerdorf La bei Christiansborg auf der Goldküste geboren. In seinen Kinderjahren, die er wohl wie alle seine Altersgenossen meist am Meeresstrand mit Spiel und Fischfang zubrachte, hätte ihm sicherlich niemand sein späteres bewegtes Leben vorausgesagt. Doch was geschah? Eines Tages wurde er für ein Faß Branntwein an einen dänischen Sklavenhändler verkauft. Sehr wahrscheinlich geschah dies von seiner eigenen Familie, um sich für irgendwelche Festlichkeiten den nötigen Schnaps zu verschaffen; denn der Verkauf von Familiengliedern war damals, als der Sklavenhandel an der afrikanischen Küste blühte, ein häufiges und beliebtes Mittel, um damit seine Einkäufe zu machen oder die drückendsten Schulden abzutragen. Vielleicht auch war der arme Junge bereits Sklave oder Kind eines solchen. Da stand es ja in jenen traurigen Zeiten, in denen die Menschenware als Kapital galt, ganz im Belieben des Meisters, sein Eigentum zu veräußern. Also unser armer Bast wurde auf ein Sklavenschiff gebracht und mit vielen anderen Unglücklichen seines Volks nach Westindien verschifft. Das war am Anfang des vorigen Jahrhunderts.

In Westindien — wir wissen nicht, auf welcher Insel — gelangte er durch Kauf in die Hände eines deutschen Edelmannes aus Sachsen-Weimar und wurde sein Bedienter. Als solcher begleitete er seinen Herrn auf dessen Reisen. Es

ging zunächst nach Brasilien, wo sie sich einige Zeit aufhielten; dann schifften sie sich nach Portugal und Spanien ein. Hier trat sein Herr in französische Kriegsdienste zur Zeit, als Bonaparte Spanien unterwarf und seinen Bruder Josef auf den Tron der verjagten Bourbonen setzte. Während seines Aufenthaltes in Spanien empfing unser Afrikaner die römisch-katholische Taufe und den Namen Josef Sebastian. Letzterer wurde aber nur in der abgekürzten Form „Bast" gebraucht. Bei seinen Kriegsfahrten eignete er sich die Kenntnis der französischen Sprache einigermaßen an.

Doch auch in Spanien war nicht seines Bleibens. Sein Herr machte im Gefolge Kaiser Napoleons den bekannten unglücklichen Feldzug nach Rußland mit und Bast kam als treuer Waffenträger seines Herrn bis nach Moskau. Hier erlebte er den Untergang des französischen Heeres in jenen schrecklichen Wintermonaten des Jahres 1812. Wie er mit seinem Herrn dem gleichen Schicksal entronnen ist, davon wissen wir leider nichts zu berichten. Dagegen finden wir ihn im folgenden Jahr beim deutschen Heer, das in der Völkerschlacht bei Leipzig (16.—18. Oktober 1813) das Joch des französischen Eroberers zerbrach und den deutschen Landen die Freiheit erkämpfte. Das Herz des deutschen Edelmannes, der lange dem fremden Gewalthaber gedient hatte, war von dem Frühlingswehen der erwachenden Freiheit mitergriffen worden, als Deutschlands Söhne sich ermannten und in den heiligen Krieg stürmten, um „mit Gott für König und Vaterland" den Kampf gegen den Unterdrücker aufzunehmen. Er stellte sich in die Reihen der deutschen Brüder. Und der Afrikaner, unser Bast? Nun, der zog eben mit, wohin sich sein Herr begab. So machte er denn, wie schon gesagt, an seiner Seite die entscheidende Völkerschlacht bei Leipzig mit und hatte bei dieser Gelegenheit die Ehre, nach der Schlacht

den gekrönten Häuptern, dem Kaiser Alexander von Rußland, dem Kaiser Franz von Oesterreich und dem König Friedrich Wilhelm III von Preußen vorgestellt zu werden. Jeder der Monarchen schenkte dem beglückten Neger ein Goldstück. Nach dem Frieden ließ sich sein Herr in Weimar nieder, und hier verblieb Bast bei demselben bis an dessen Tod. In Weimar wurde Bast auch in die lutherische Kirche aufgenommen.

Nach dem Tode des Edelmannes brachen schlimme Tage für den armen Bast an; denn eine Schwester seines Herrn, in deren Dienste er nun zu treten hatte, behandelte ihn sehr streng, und obschon ihm sein sterbender Herr einen Freibrief ausgestellt und ein Legat von 200 Dukaten für seine langjährigen treuen Dienste hinterlassen hatte, befand er sich doch ganz in der Hand von Ihro Gestrengen Gnaden. Ja, die alte Dame suchte dem armen Negerburschen auf jede Art und Weise seinen Freibrief zu entlocken, und ob er zu seinem Legat unverkürzt gekommen ist, möchten wir bezweifeln. Bast sann auf Flucht, um sich seiner unliebsamen Lage zu entziehen. Ein kleiner Anlaß half ihm zum Entschluß. Eines Tages hatte er das Unglück, eine kostbare Porzellantasse seiner Herrin zu zerbrechen. Er hatte allen Grund, den Zorn der strengen Dame zu fürchten, und um dem drohenden Ungewitter zu entgehen, machte er sich aus dem Staube und reiste nach Straßburg. Als vielgereister Mann war er nicht ganz ohne geographische Kenntnisse, und auch ohne solche, wie sie in den Büchern stehen, findet sich ein Neger in der Welt zurecht, denn es kommt ihm weder auf die Zeit an, noch auf einen kleineren oder größeren Umweg; schließlich erreicht er doch sein Ziel. Zudem standen Bast mehrere Sprachen zu Gebote. Sein Sinn stand zunächst nach Kopenhagen, da er von dort aus am leich-

testen in seine alte afrikanische Heimat zu gelangen hoffen konnte; denn seine Vaterstadt La bei Christiansborg, das wußte er, lag in den dänischen Besitzungen der Goldküste.

In Straßburg bestieg er die Postkutsche, um nach Paris und von da nach Havre zu fahren, hatte aber dabei das Unglück, daß sein Koffer, der seine Habseligkeiten und einiges Geld enthielt, auf einen anderen Postwagen verladen und wer weiß wohin befördert wurde. Er hat ihn auch nie wiedergesehen. Von allem entblößt erreichte er Havre, den großen Hafenplatz an der Seine-Mündung. Nach langem Suchen fand er hier einen dänischen Schiffskapitän, der ihn auf seine Bitte hin mit nach Kopenhagen nahm. Nun war ihm geholfen. Er ließ sich — an Blödigkeit scheint er nicht gelitten zu haben — Seiner Majestät dem König von Dänemark als einer seiner schwarzen Untertanen von der Goldküste vorstellen und ging ihn um seine Hilfe an. Diese wurde ihm auch gewährt. Er sollte nicht umsonst an die dänische Regierung appelliert haben.

Diese wollte aber auch etwas aus ihm machen und ihn in irgend einem Fach ausbilden lassen, damit er in ihrem Dienst sich an der Goldküste nützlich erweise. Man ging damals gerade mit allerlei Kulturplänen um und dachte daran, in Christiansborg, dem dänischen Hauptort an der Goldküste, eine Windmühle zu errichten. In ihr sollte der schmackhafte Mais oder türkische Weizen, der im Lande viel gebaut, aber nicht ausgeführt wird, gemahlen werden. Gewöhnlich geschieht dies mit vieler Mühe und Zeitverlust durch die Hand der Negerfrauen, die den Mais zwischen zwei Steinen zerreiben und auf diese Weise den täglichen Mehlbedarf gewinnen. Bast war dazu ersehen, jenen Kulturzweig in seinem Vaterland einzuführen, und wurde deshalb zu einem Windmüller in die Lehre gegeben. Das Schiff, das die

für Christiansborg bestimmte Mühle an Bord hatte, brachte auch ihn in das Land seiner Väter zurück, von wo er vor Jahrzehnten als Sklave hinweggeführt worden war.

Die Mühle wurde in Christiansborg aufgestellt und stand eine Zeitlang in gutem Betrieb. Bast, der schwarze Müllermeister, waltete treulich seines Amts. Aber die Freude währte nicht allzulange. Die Termiten oder weißen Ameisen, die alles Holzwerk zerstören und denen man in keiner Weise beikommen kann, hatten sich verschworen, diese Neuerung nicht aufkommen zu lassen. Sie höhlten die Balken aus und zernagten die Bretter, bis das ganze Bauwerk eines Tages zusammenbrach. Das Schicksal der Windmühle war damit besiegelt. Nichts blieb davon übrig, als die massiven Mahlsteine, an denen sich die zerstörungssüchtigen Termiten umsonst die Zähne ausgebissen hätten. Noch nach Jahrzehnten lagen die schweren Steine zwischen Kaktus und Ricinusstauden an der Stätte, wo vor Zeiten die Mühle lustig klapperte.

Bast mußte nun einen andern Erwerbszweig ergreifen. Da er im Dienst der dänischen Regierung stand, so wies ihm diese eine neue Beschäftigung an. Er verstand sich als ehemaliger Diener und Reitknecht eines deutschen Edelmanns auf die Behandlung von Pferden. Doch solche waren damals auf der Goldküste kaum anzutreffen oder doch nicht zu verwerten. Dagegen wollte man's, wie in Südafrika, mit Ochsen als Zugvieh versuchen. Bast erhielt den Auftrag, Ochsen hiefür anzugewöhnen und wurde zum Wagenlenker und Ochsenführer ernannt. Die Sache gelang, und der Erfolg dieses neuen Kulturunternehmens schien gesichert. Etwa vier bis fünf Stunden landeinwärts hatten die Dänen am Fuß des Gebirges eine Pflanzung mit einem hübschen Landhaus liegen. Hier verbrachten die Beamten je und je ihre

Zeit in ländlicher Zurückgezogenheit oder, wie wir heute sagen würden, in der Sommerfrische, wenn überhaupt von solcher in dem tropischen Westafrika die Rede sein könnte. Tamarinden- und Orangenbäume umstanden den Landsitz, und ein kleines Negerdorf, von Sklaven bewohnt, lehnte sich mit seinen niedrigen Erdhütten an denselben. Die von der dänischen Regierung angesiedelten Sklaven bauten etwas Kaffee und Baumwolle, kultivierten Oelpalmen und zogen allerlei Feldfrüchte. Noch heute ragen die Trümmer jenes „Lusthauses" aus dem Dickicht des Waldes hervor, und vereinzelte Baumwollstauden mit ihren weißen Kätzchen oder Fruchtkapseln deuten auf die ehemalige Pflanzung hin. Die alten knorrigen Tamarinden- und Orangenbäume liefern nach wie vor ihre köstliche Frucht den heutigen Nachkömmlingen jenes Sklavendorfes. Auch führen letztere noch immer, obschon sie durch die englische Herrschaft längst frei sind, den Namen „Königskinder" zur Erinnerung an jene Zeiten, da sie Hörige des Königs von Dänemark waren.

Zwischen der Küste und jener Pflanzung, wohin die Regierung auch einen Fahrweg hatte herstellen lassen, sollte nun Bast mit seiner Ochsenpost den Verkehr vermitteln. Fleißig wurde auch sein Fuhrwerk benützt. Aber bald erlag das Zugvieh dem giftigen Biß der Tsetsefliege, die in jener Zone häufig vorkommt, und mit seinem Ochsengespann nahm es ein jähes Ende. Armer Bast! Sein Lebensweg war überall mit Dornen verhegt, und seine alten Tage sollten sich — freilich durch seine eigene Schuld — noch recht trüb gestalten. Er fiel bei den Dänen in Ungnade und zog sich von ihnen zurück. Inzwischen war er aber auch einem Feind in die Hände gefallen, der ihn noch übler traktierte als seine ehemalige Gebieterin in Weimar. Er hatte sich dem leidigen Trunk ergeben und war ein Sklave des Brannt-

weins geworden. Dadurch kam er leiblich und geistig immer mehr herunter und niemand wollte etwas mit dem trunkenen Bast zu tun haben. Was nützte ihn seine Anstelligkeit, sein Gereistsein in civilisierten Ländern, sein weiterer Gesichtskreis, den er vor seinen Landsleuten voraushatte? Durch sein Laster war er ein armer Mann geworden, der sich kaum durchschlagen konnte.

Da erbarmte sich seiner Missionar Zimmermann, der damals eben (1850) in Christiansborg gelandet war und Bast vom Untergang zu retten hoffte. Er stellte ihn als Kuhhirt an und machte ihn später zu seinem Koch; denn Bast war zu allem zu gebrauchen, wenn er nüchtern war. Nicht umsonst war er in der weiten Welt herumgekommen. Aber er blieb trotz Mahnens und Bittens ein Sklave des Branntweins. So beschloß man denn schließlich, ihn nach Abokobi zu verpflanzen, wo er unter der Bauernbevölkerung der Versuchung zum Trunk weniger ausgesetzt war, als an der verführerischen Küste. Hier auf der Missionsstation war er eine Art von Faktotum bei den Missionsleuten, und er ließ auch, da er unter christlichem Einfluß stand, das Wort Gottes auf sich wirken. Dieses und die Aufsicht, die der enge Verkehr mit den Missionaren mit sich brachte, waren sehr heilsam für Bast. Da führten ihn unglücklicherweise die Verhältnisse wieder an die Küste zurück, und von neuem bekam der heillose Branntwein Macht über ihn. Wieder sandten ihn die Missionare von dort nach Abokobi, dem stillen Christendörfchen, um ihn dem Sündenleben zu entreißen.

Hier in Abokobi hat er denn auch seine letzten Lebenstage verlebt; aber sie waren voll Mühe und Not. Einsam und allein in der Welt dastehend, hatte er weder Familie noch sonst jemand, der für ihn sorgte. Trotz seines hohen

Alters mußte er sein täglich Brot durch etwas Ackerbau zu gewinnen suchen. Nebenher verschaffte ihm die Mission noch einigen Verdienst, indem sie ihn als Aufseher bei der Herstellung eines Brunnens anstellte. Aber als dann dieser Nebenverdienst wegfiel und die wasserarme Gegend von einer Hungersnot heimgesucht wurde, da hatte der arme, etwa fünfundsiebzigjährige Bast noch recht böse Tage in seinem Alter. Doch lernte er immer mehr in dieser Notzeit, da auch seine Leibeshütte allmählich zusammenbrach, sich an den Herrn, seinen Gott halten. Alt und lebenssatt beschloß er am 30. Dezember 1866 sein vielbewegtes und doch so armes Leben. Die Missionare der Station Abokobi aber bewahrten ihm ein dankbares Andenken; denn sie vergaßen ihm nicht die treuen Dienste, die er ihnen in den Tagen der schweren Anfänge geleistet hatte.



7. Zehn Jahre später.

Ein Jahrzehnt ist verflossen, seit der Kriegssturm die Missionare und Christen von der Küste ins Buschland getrieben hat. Die Gründer Abokobis haben längst andern Arbeitern Platz gemacht. Missionar Steinhauser ist schon 1857 in Christiansborg entschlafen und Zimmermann steht seit 1859 auf einem neuen Posten, in Odumase, wo er im palmenreichen Kroboland unweit des Voltastroms eine neue Station angelegt hat. Das Dörfchen Abokobi ist größer und ansehnlicher geworden. Es bietet nun zirka 150 Christen ein trautes Heim. Kommt man von der Küste her an das Südende des Dorfes, wo sich verschiedene heidnische Familien

jenseits der Grenze des Missionslandes angesiedelt haben, so liegt die von Süd nach Nord sich hinziehende Hauptstraße der Christenansiedlung vor einem. Sie ist mit prächtigen Schattenbäumen besetzt, deren breites Laubdach den sauberen Kiesweg überschattet, rechts und links umsäumt von niedrig gehaltenen Grasflächen, in denen des Abends Glühwürmchen ihr wunderbares Licht leuchten lassen. Der Hauptweg ist rechtwinklig durchschnitten von drei ebenso breiten Nebenstraßen, die mit Fruchtbäumen: Mangos, Orangen und Limonen besetzt sind und deren Blüten und reifende Frucht dem Ankömmling ihr Aroma zuströmen.

Den Mittelpunkt des Dorfes bildet ein freier Platz, an dessen oberem Ende die am 10. Januar 1864 eingeweihte Kapelle mit anstoßendem Schulraum steht. Es ist ein einfaches, aber geräumiges Gotteshaus. Sein einziger äußerer Schmuck, das Kreuz über der Giebelspitze, sagt allen, die vorüber gehen, Heiden und Christen, wem diese Stätte geweiht ist und von wem an ihr gezeugt werden soll. Neben ihr steht die Lehrerwohnung, nicht weit davon das alte Missionshaus, das nun von einem Katechisten bewohnt ist. Am Weg aber, der zur Kapelle führt erhebt sich jetzt zwischen dicht belaubten Orangenbäumen auf der einen Seite ein neues Missionshaus, von Missionar Schall bewohnt, auf der andern das Anwesen der Mädchenanstalt, die hier seit dem 7. Juni 1860 ihr Heim gefunden hat. Gar munter gehts unter der Schar dieser Negermädchen zu, die frühzeitig mit ihren blanken Messinggefäßen auf dem Kopf im Gänsemarsch zum Bache schreiten und dort das Wasser für den Tagesbedarf unter lautem Schäkern und Lachen schöpfen. Den Vormittag über sitzen sie auf der Schulbank und mühen sich mit europäischer Weisheit ab, wogegen sie am Nachmittag unter Aufsicht und Anleitung ihrer

Lehrerin, Fräulein Maurer, an der Handarbeit sitzen und dazwischen hinein ihre Lieder im Chor erschallen lassen. Dicht neben ihnen hat der Vorsteher Missionar Locher seine Wohnung.



Mädchenanstalt in Abokobi.

Um den Mittelpunkt der Kapelle und der Missionshäuser her gruppieren sich die zirka 30 sauberen Hüttenanwesen der Christen. Sie haben alle die nötigen Räume, denn hier gebricht es nicht an Raum. Fünf Fußwege, meist gut im Stand gehalten und weit besser als bei anderen Negerdörfern, führen vom Dörfchen aus nach allen Richtungen hin durch den dichten Busch. Die von Nord und Süd wer-

den täglich von Hunderten von Lastträgern benützt, die Palmöl und Waren nach und von der Küste transportieren.

An der Hauptstraße hat ein Schmied und ein Schreiner seine offene Werkstatt aufgeschlagen und es ist ein fröhliches Pinken und Hämmern am Tage zu hören. Zwar sind es nur einfache Erzeugnisse der Kunst in Eisen und Holz, die da geliefert werden, aber wer hätte nicht seine Freude am Schaffen der schwarzen Handwerker. An der Spitze des kleinen christlichen Gemeinwesens aber handhabt ein schwarzer Schultheiß, der „Dorfvater", die bürgerliche Ordnung, während ein Kirchenrat mit den beiden Missionaren die inneren Angelegenheiten leitet und überwacht. Und betrittst du des Morgens frühzeitig das stille Dörfchen, so tönt dir, noch ehe der Morgen graut, aus der Kapelle vielstimmiger Gesang entgegen. Da haben sich die christlichen Bewohner Abokobis zum gemeinschaftlichen Morgensegen versammelt, ehe sie mit dem Buschmesser in der Hand und der Flinte auf der Schulter den Weg auf die Pflanzung antreten.

So hält mans Tag für Tag. Am Sonntagmorgen aber, wenn das Glöcklein an der Giebelseite der Kapelle ertönt, da wandern sie von allen Seiten zum Gotteshaus. Selbst aus den Nachbardörfern erscheinen einzelne Familien, darunter der alte Schmiedjakob von Aschongmang und sein greiser Bruder, der blinde Moses an seinem hohen Bambusstock, geführt von einem Knaben. Ihr erster Gang ist zum Missionar, um diesen auf der schattigen Veranda zu begrüßen und einige Worte mit ihm und den Seinigen zu wechseln. Mit Eifer streifen sie, wie dies der Negeranstand verlangt, das wallende Obergewand von der linken Schulter herunter und reichen jedem die nervige Rechte. Dann folgen sie dem Ruf der Glocke ins nahe Gotteshaus, wo in dem hellen freundlichen Raume die kleine Negergemeinde des

Buschlandes andächtig den Worten des Missionars lauscht, der ihnen in den Lauten ihrer bilderreichen Sprache Gottes Wort verkündigt.

Doch nicht allein auf den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes beschränkt sich das christliche Gemeindeleben der „Buschleute". Wer lesen kann — und manche lernen es noch in ihren älteren Jahren — erbaut sich aus Bibel und Gesangbuch, die ihnen Missionar Zimmermann in ihrer Sprache in die Hand gegeben hat; die Sonntagschule wird fleißig besucht, und die meisten der Christen vereinigen sich an bestimmten Tagen zu Gebetstunden. Die monatlichen Missionsstunden, die des Sonntags nachmittags gehalten werden, haben in ihnen die Pflicht und das Verlangen geweckt, für das Heil ihrer heidnischen Mitbrüder in der Nähe und Ferne zu beten und zu arbeiten. Zu letzterem Zweck haben die christlichen Männer beschlossen, eine Missionsplantage anzulegen und deren Ertrag der Mission zuzuwenden. Mit fröhlichem Mut ziehen sie an bestimmten Tagen gemeinsam auf die Pflanzung hinaus und tun unter munterem Gesang ihre Arbeit. Das sonst so saure Geschäft des Buschhauens scheint ihnen in diesem Falle nur ein leichtes Spiel zu sein. Fast scheint es, als ob in ihren Messern heute eine besondere Schärfe sei. Das Feld wird mit Mais bepflanzt und ein jeder hat seine Freude am Gedeihen der Plantage.

Den Höhepunkt der Freude aber bildet der Erntetag, da die gesamte Christengemeinde auf die Pflanzung hinaus wallfahrtet, um den „Gottessegen" einzuheimsen. Selbst der Missionar begibt sich am frühen Morgen auf das Feld hinaus, um dem Fest die rechte Weihe zu geben. Eifrig sind die Männer als Schnitter am Werk, während Jünglinge und Frauen das reife Korn ins Dorf tragen.



Kapelle in Abokobi.

fröhlich lagert sich am Mittag jung und alt im Schatten eines Waldbaums und genießt sein Maisbrot mit einem Stücklein gedörrten Fisches. Dann wird ein Lied ums andere angestimmt, ein Schriftwort verlesen, kurz darüber gesprochen und ein Dankgebet gesprochen. Ja, solch einen Freudentag kennen die Heiden, die ringsum das Buschland bevölkern, nicht. Wohl feiern sie ihre Fetischtage, und zu Zeiten wird ihnen vom Priester geboten, in gemeinsamer Arbeit die Wege zu ihrem Heiligtum zu säubern, aber das geschieht dann unter wüstem Geschrei und Gejohle, wobei der Branntwein den nötigen Eifer verleihen muß. Auch Prozessionen werden veranstaltet und unter lautem Gebrüll wird die Gottheit angerufen, aber es sind nur lärmende Umzüge, die das Machtgebot des Fetischpriesters veranstaltet und die nicht der Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit entspringen.

Unter den Christen waltet ein anderer Geist, wiewohl sich noch mancherlei von ihrem Wandel nach väterlicher Weise zeigt. Aber sie wissen doch, daß sie andere Lebenszwecke, höhere Lebensziele haben als die Heiden, bei denen es heißt: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Sie möchten deshalb auch ihren Brüdern nach dem Fleisch diesen Lebensweg zeigen, und so begeben sich manche am Sonntag Nachmittag mit dem neuen Testament und dem Gesangbuch unter dem Arm hinaus auf die Weiler und Dörfer, um das Heil Gottes der heidnischen Bevölkerung aus eigenster Lebenserfahrung heraus zu verkünden. Andere schließen sich wohl auch dem Missionar an, der mit den Anstaltsmädchen singend aufs benachbarte Dörfchen hinauszieht und dessen Bewohnern im Schatten grünender Limonensträucher oder Tamarinden in einfacher Weise das Wort des Lebens predigt. Vor allem ist es der ehemalige Fetisch-

priester und nunmehrige Gemeindeältester Paulo Mohenu, der mit Eifer und Gotteskraft das von ihm erfahrene Heil seinen Volksgenossen anpreist. Er, der vormals ein blinder Leiter der Blinden gewesen ist, ihm sind nun die Augen für eine höhere Welt aufgetan und mit gewaltigem Ernst fordert er sein Volk auf, ihm auf dem Wege des Lebens zu folgen. Ja, ganz Abokobi und seine kleine Christengemeinde hat an ihm, als ihrem Aeltesten, ein leuchtendes Vorbild, im Lichte zu wandeln, nachdem sie aus dem Dunkel des Heidentums herausgetreten sind.



8. Alltagsleben im Buschland.

Es ist die Zeit des Harmattans, des afrikanischen Winters. Gleich dem Sirokko bläst der austrocknende Glutwind von Nordosten her über das Gefilde und erfüllt die Atmosphäre mit feinem Sand und Staub. Wie mit einer Nebelkappe sind Berge und Wälder bedeckt. Die Sonne erbleicht und nimmt einen fahlen, rötlichen Schimmer an. Das Blätterwerk und Gesträuch erstirbt unter dem ausdörrenden Hauch des Wüstenwindes und fällt todesmatt zu Boden oder raschelt am leblosen Gezweig. In der Ebene wogt das dürre Gras gleich einem reifen Aehrenfeld, und wie erstorben liegt die lautlose Prärie da.

Schon längst sind die meisten Bäche und Rinnsale versiegt und spärlich fließt das Wasser des Dakobi. Das Getier des Feldes eilt nach den ihm bekannten Tränkstellen, um daselbst den Labetrunk zu schlürfen. Es findet dieselben vertrocknet und durchstreift lechzend die weiten Gefilde. Das dürre Gras der Savanne, in Brand gesteckt, prasselt von

der lodernden Flamme verzehrt und gleicht einem Feuermeer, das sich unaufhaltsam über die Steppe fortbewegt, während hohe Rauchsäulen seinen Weg bezeichnen. Des Nachts aber ist der Himmel weithin vom Feuerschein gerötet und beleuchtet die endlose Ebene.

Das harte Erdreich, seit Monaten von keinem Regen befeuchtet, bekommt Risse, und bleiern erscheint des Himmels Gewölbe. Mühsam wühlt der Steppenbewohner tiefe Gruben in die Erde, um das spärlich hervorsickernde Wasser, wiewohl es schlammig und trübe ist, aufzufangen, während die Waldleute in den Talsohlen nach demselben graben. Zugleich ruft man die Regenmacher und Wetterpropheten in die Dörfer, um durch Zauberspruch und Opfergabe die Landfetische zu bewegen, dem schmachtenden Lande den ersehnten Regen zu spenden.

Und siehe, nach langem Rufen zu ihrem Gott, nach Fasten und Opferzeremonien, erhebt sich eine dunkle Wolke am östlichen Horizont. Schneller und schneller zieht sie herauf. Sie nimmt immer größere Dimensionen an und wie ein schwarzer Flor hängt sie am Himmelsgewölbe. Näher und näher rückt das Wetter. Heulend pfeift der Sturmwind durch das Gezweig und sausend rast er durch die Lüfte. Mächtige Staubwolken wirbeln auf und ängstlich sucht die Tierwelt ein schützendes Obdach. Prasselnd rauscht der Regen nieder auf die dürre Flur, und in Strömen ergießt sich der Segen von oben auf das lechzende Land. Dankerfüllt hockt der Neger unter dem Grasdach seiner Hütte und schaut in die entfesselten Elemente hinaus, die ihm und der ganzen Natur neues Leben spenden. Denn lange genug — vom Januar bis März — hat die wasserlose, die dürre Zeit gewährt, in der die schöpferische Triebkraft der Natur geruht und wie in den Banden einer ertötenden Erlahmung

gelegen hat. Noch einige solche Tornados oder Gewitterstürme, die die Regenzeit einleiten, und neues Leben erwacht ringsum in Wald und Flur.

Sie rufen auch den Bauer zu neuer Tätigkeit, und der Wechsel der Jahreszeit stellt ihn an seine Aufgabe. Schon bei den ersten Anzeichen des eintretenden Regens, die er aus dem Gestirn zu deuten versteht, hat er das Feld geklärt und zur Saat fertiggestellt. Mit Buschmesser und Feuerbrand hat er einzelne Waldstellen bloßgelegt und zu einer Farm geschaffen, die der weiteren Bestellung harrt. Unter Trommelschlag und fröhlichem Singsang ist die Mannschaft des Dorfes ausgezogen und hat sich familienweis an Ort und Stelle an die Arbeit gemacht. Unter den wuchtigen Streichen des scharfen Pfahlmessers ist die eine und andere Stelle des Waldes niedergehauen und das Gezweig zusammengeschichtet worden. Mehrere Tage lang brütet die Sonne mit ihren Glutstrahlen über demselben und läßt es dürr werden. Der Feuerbrand wird hineingeworfen, und hochauf lodern die Glutgarben gen Himmel. Rasch räumen die gierigen Flammen unter dem dürren Geäst auf. Millionen von Funken sprühen, vom Winde angefacht und schließlich langsam verglühend. Scharen von Vögeln fliegen auf und suchen dem heißen Hauche zu entfliehen. Nur beutegierige Habichte ziehen über der Brandstätte ihre weiten Kreise, um Jagd auf das vom feurigen Element ereilte Getier zu machen. Da und dort flammt es von neuem empor und züngelnd greift die Lohe weiter, bis das saftige Grün des stehenden Gehölzes dem Waldbrand ein Ende setzt. Nur am Fuß der gewaltigen Baumstämme, die man unten der Rinde entkleidet und mit dürrem Reisig umschichtet hat, glimmt es fort und fort, bis ein Sturm den Riesen vollends zu Boden wirft. Die Lichtung ist mit einer Aschenschicht be-

deckt, über die der Wind spielend dahinfegt. Sie wartet ihres Anbaus.

Doch es erscheint kein Pflug auf der Bodenfläche. Nur mit einer kurzen Hippe versehen, klärt der Negerbauer sein Feld, und in den nur wenig aufgelockerten Boden versenkt er in gleichmäßigen Abständen und in langen Zeilen die Saatkörner des Mais, für die er mit der Hippe ein kleines Loch macht und die er mit der ausgehobenen Erde deckt.

Mehr Sorgfalt widmet er dem Jam, einem Knollengewächs, dessen Samenstücke er tiefer versenkt und für die er später mit einem Eisenbolzen nach unten hin das Erdreich auflockert, damit die Knolle unbehindert nach unten treiben und zu einem fußlangen Gewächs auswachsen kann, während es nach außen hin wie die Pflanze des Hopfens an Stangen emporrankt, die der Bauer beim Fällen des Gebüsches hat stehen lassen. Für die geerntete Frucht aber erbaut er sich kleine Scheuern auf dem Felde, die auf Pfählen errichtet die Erntevorräte bergen.

So erwächst dem Bauer tagtäglich sein Geschäft auf der Pflanzung, und er muß sich wacker tummeln. Denn er darf die Regenschauer, die jetzt immer häufiger einsetzen und die eigentliche Regenzeit einleiten, nicht unbenützt vorübergehen lassen. Er muß die Stecklinge des Maniok oder Stockjams setzen, deren Pflege freilich wenig Mühe machen und die schon nach kurzem sich mit grünenden Trieben bedecken, während sich im Erdboden die langen eßbaren Wurzeln gleich riesigen Fingern ansetzen. Da und dort erblickt man eine Fläche in saftigem Grün gleich einem Kleefeld. Sie deutet ein Bohnenfeld und eine Erdnußpflanzung an. Dazwischen hinein, besonders in der Nähe des Dorfes, hat sich der Bauer seine Bananen- und Pisangpflanzung angelegt, deren Ableger dem Wurzelstock entnommen, rasch

wie ein riesiges Zwiebelgewächs emporschießt und schon nach Jahresfrist die köstlichste Fruchttraube zwischen den grandiosen Blättern herniederhängen läßt.

Die sorgfältigste Pflege aber läßt er der Oelpalme, dem „Freunde des Negers" angedeihen. Immer und immer wieder sät er deren Nüsse im humusreichen Gelände. Die herangewachsenen Oelpalmen aber reinigt er von Zeit zu Zeit mit aller Sorgfalt von ihren Schmarotzern, die sich an ihren Stamm angeheftet haben. Er wendet hiezu selbst des Feuers zerstörende Gewalt an. An ihrem Fuße schichtet er dürres Reisig auf und entzündet es. Prasselnd schlägt die lichte Lohe an dem Stamm hinauf. Sie verzehrt alles, was sich von Insekten und Gewürm in den Blattwinkeln eingenistet hat. Mit dem Pfahlmesser entfernt er alle unteren Wedel, und wie verjüngt erhebt die Palme ihr grünes Haupt. Die unter der Krone herangereifte Traube der goldigroten Palmnüsse aber wird mit dem Buschmesser sorgfältig losgehauen, die faserige Fleischhülle der Palmnüsse wird von den Kernen gelöst und das köstliche Palmöl daraus gewonnen, das dann die Familienglieder in Töpfen und Kürbisschalen an die Hafenplätze der Küste tragen.

Die Gewinnung des Palmöls bringt dem Bauer ein gutes Stück Geld ein und es wird ihm die Kultur seiner Palmen deshalb wenig zur Last. Unter fröhlichem Gesang handhaben in mondhellen Nächten, wenn die kühlende Abendluft über das Waldland streicht, die Jünglinge des Weilers die Holzstößel, mit denen sie in den mit Steinplatten ausgelegten Erdlöchern die Palmnüsse stampfen und die fleischige Hülle von der Schale trennen. Aber auch diese birgt noch einen öligen Kern, den die Weiber und Kinder durch Aufklopfen der harten Schale gewinnen und in Bastsäcken in den Verkauf bringen. Dafür tauschen sie dann manch euro-

päischen Artikel ein, teils Nützliches, teils eiteln Tand, mit dem sie das Innere ihrer Hütte schmücken. Denn daran ergötzt sich das Auge des Negers, wie das europäische Kind seine Freude hat am Spielzeug.

So vergeht dem Bauer in rüstiger Arbeit ein Tag nach dem andern, und wenig kümmern ihn die Händel der Welt. Es sind ihm aber auch seine Ruhetage beschieden: dem Christen der Sonntag und die Festzeiten des Kirchenjahres, dem Heiden seine dem Fetisch geheiligten Tage, meist der Dienstag, sofern das Anwesen sich dem Schutze des mächtigen Fetisches Lakpa unterstellt hat. Und auch sonst läßt der Heide seine Hippe und das Buschmesser häufig genug ruhen, sei es, daß ihm sein Namenstag bestimmte Arbeiten verbietet und die Beobachtung gewisser Pflichten auferlegt, sei es, daß ihn ein Prozeß, ein wichtiges Geschäft, ein Familienereignis, eine Totenfeier, eine Volksversammlung oder auch irgendwelche Unlust von der Arbeit abhält. Denn wozu sich auch plagen und viel Schweiß vergießen? Das Land gibt ihm doch sein Gewächs, wenn nicht besondere Umstände eintreten, wie Regenmangel oder die Plage der Heuschrecken. Und in diesem Fall ist ja doch der Mensch ohnmächtig und er kann dem Unglück nicht wehren.

Zur Abwechslung greift aber auch der Bauer zur Flinte und wird zum Jägersmann, zumal wenn Antilopen und Wildschweine seine Pflanzung schädigen. Mit dem nötigen Jagdgerät ausgerüstet begibt er sich am Abend oder in aller Morgenfrühe auf den Anstand und lauert im Dickicht oder in der Nähe einer Tränkstelle dem Wilde auf. Er hat seine Steinschloßbüchse mit gehacktem Blei und kleinen Kieseln geladen, Pulver auf die Pfanne geschüttet und späht regungslos nach dem Getier des Waldes aus. Sein sicheres Auge, sein fester Arm läßt ihn kaum einen Fehlschuß tun

und fröhlich zieht er mit seiner Jagdbeute nach Hause, wo ihn jung und alt beglückwünscht und die Nachbarn kameradschaftlich ihren Anteil vom Wildbret erhalten. Nur dem Leoparden wagt er es nicht allein mit dem Feuerrohr entgegenzutreten, da dieses im kritischen Augenblick versagen könnte. Ja das Jagdgesetz verbietet es ihm. Er zieht es daher vor, dem „Vater des Waldes" durch eine tiefe enge Grube, die sorglich mit dünnem Reisig bedeckt ist, eine Falle zu stellen und ihm darin das Lebenslicht auszublasen. Und welcher Jubel, wenn es gelingt, eines solchen gefürchteten Raubtiers habhaft zu werden! Unter großem Hallo wird es ins Dorf geschleppt und am ersten besten Baume an den Hinterbeinen aufgehängt. Ja es wird ihm wohl auch eine Pisangfrucht in die Schnauze geklemmt, und brüllend umtanzen Weiber und Kinder das verendete Tier mit den höhnenden Worten: „So, nun frißt du Pisang und keine Schafe mehr!" Der glückliche Jäger aber versieht sich vor allem mit den Krallen und Zähnen des Gewaltigen, die ihm als Amulett Mut und Kraft verleihen sollen.

Doch auch von Klagetönen hallen die Dörfer und Weiler des Buschlandes wieder, wenn der Tod das eine oder andere Glied von hinnen ruft. Das Gehöft des Abgeschiedenen ist von klein und groß, von jung und alt umlagert. Die Alten hocken gebeugten Hauptes da und sprechen dem Branntwein zu, der Trost und Gelassenheit in ihrem Leid spenden soll; die junge Mannschaft schießt ihre Gewehre ab und es kracht Salve auf Salve. Klageweiber sitzen mit wirrem Haar und mit weißer Erde bemalt um das Totenlager herum und stimmen ihr Klagegeheul an, bis der Tote in ein Tuch gewickelt von rüstigen Jünglingen in nächtlicher Stunde an die Küste getragen wird, wo man ihn im Hause seiner Familie beisetzt. Im Dörflein aber

verstummt von Stund an jede Klage und das Alltagsleben nimmt seinen gewohnten Lauf.

In Abokobi aber, dem friedlichen Hort der Christen, trägt man den Erdenpilger, der seinen Lauf vollendet hat, unter dem Gesang seiner christlichen Brüder ins Gotteshaus und von da auf den stillen Friedhof, wo Weiße und Schwarze nebeneinander dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummern.



9. Eine Pflanzstätte im Nsake-Tal.

Nur wenige Stunden nordwestlich von Abokobi entfernt, jenseits einer steilen Bergkette, liegt ein fruchtbares Tal, das der Nsakebach in trägem Lauf durchfließt. Ueberhängendes Strauchwerk verdeckt streckenweis das stille Gewässer, da und dort ist es durch Fischer gestaut und mit Fischreusen besetzt, stellenweise erweitert es sich und ist mit grünen Wasserpflanzen bedeckt. Ueberall aber zeigen seine Ufer die üppigste Vegetation und das Tal strotzt in der Fülle eines tropischen Pflanzenwuchses, der vom nie versiegenden Nsake reichlich befeuchtet und befruchtet wird. Selbst die steilen Abhänge des Gebirges, die sich zur Seite hinziehen, zeigen reichen Baumwuchs, und auf seinem scharfkantigen Rücken ragen gewaltige Seidenwollbäume gespenstisch am Horizonte auf. Hie und da wechseln Bananenpflanzungen und wohlgepflegte Palmenhaine mit dem dichten Pflanzengewirr der Wildnis ab. Heiß und schwül brütet die Sonne im Tal und erzeugt in diesem fruchtbaren Gelände eine gewaltige Triebkraft.

Auf dem schmalen Waldpfad, der dem Nsakebach entlang führt, schreitet rüstig ein Neger dahin. Er steht in

der Vollkraft seiner Jahre und hat ein gebietendes Aussehen. Es ist der reiche Akrong von der Küstenstadt Täschi, die er in aller Morgenfrühe verlassen hat, um nach seiner Pflanzung im Nsaketal zu sehen. Zugleich gedenkt er sich mit seiner zahlreichen Familie auf derselben niederzulassen, um den Betrieb seines Landgutes fortan besser in die Hand nehmen zu können; denn der aufblühende Handel mit Palmöl verspricht ihm künftighin reicheren Ertrag seiner Pflanzung als der Fischfang, den er bis jetzt mit seiner Familie an der Küste betrieben hat.

Das Tagesgestirn hat die Mittaghöhe noch nicht erreicht, als sich Akrong am Ziele seiner Wanderung sieht. Eine offene Waldstelle hemmt seinen Schritt. Vor ihm erhebt sich eine niedrige Hütte, die aus den Rippen der Raphiapalme erstellt und mit Blätterwerk notdürftig gedeckt ist. Sie weist keinerlei Fenster auf, sondern nur eine niedere Türöffnung, die durch eine davorhängende Binsenmatte unvollkommen geschlossen ist. Seitwärts steht auf hohen Pfählen eine kleine Scheuer von Bambusstangen, deren unterer offener Raum dem Vieh als Nachtlager dient. Wenige Schritte davor erblickt man auf dem sauber gefegten Platz einige Steine und rundliche Erderhöhungen, die von Rauch geschwärzt sich als Einrichtung für das Herdfeuer kenntlich machen. In nächster Nähe begrenzt dichter Wald die kleine Lagerstätte, die nur von einigen Oelpalmen und Limonensträuchern beschattet ist.

Tiefe Stille herrscht ringsum und kein lebendes Wesen ist zu erblicken. Dies bekümmert aber unsern Akrong wenig, denn er weiß, daß seine Leute, die Hüttenbewohner, auf der Pflanzung weilen und erst gegen Abend in ihr Heim zurückkehren werden. Ermüdet vom langen Marsch kriecht er, nachdem er seine Füße befeuchtet und vom Staube gereinigt hat, in den dunkeln Hüttenraum, genießt sein Mais-

brot mit etwas geröstetem Fisch und streckt sich auf einer Matte zum Schlummer hin.

Da — gegen Abend — wird es laut in der Waldeinsamkeit. Robuste Gestalten tauchen auf, die mit Flinte und Haue daherkommen. Respektvoll begrüßen sie unsern Akrong, der sich gähnend von seinem Lager erhebt. Es sind seine Haussklaven, die von der Pflanzung zurückkehren und ihre Tagesschicht vollendet haben. Hinter ihnen drein keuchen einige Weiber, die Körbe von Palmgeflecht mit Feldfrüchten auf dem Kopfe tragen. Ihnen folgen mehrere Kinder, die mit kleinen Bündeln Brennholz beladen sind. Sie alle begrüßen unter lautem Zuruf den Meister von der Küste und fragen ihn nach den Tagesneuigkeiten.

Doch der herannahende Abend ruft die Frauen an ihre Pflicht. Einige derselben erfassen ihre schwarzirdenen rundlichen Töpfe und schreiten damit dem nahen Nsakebach zu, um daselbst den nötigen Wasserbedarf zu schöpfen. Eine andere schichtet geschwind Holz zwischen den Steinen zusammen und trifft Vorkehrungen zur Entzündung des Herdfeuers. Zugleich entnimmt sie einem Korbe die langen Wurzeln der Kassavastaude und schält dieselben mit einem langen Messer. Bald flackert ein lustiges Feuer unter dem schwarzen Topf, während die mit Wasser zurückgekehrten Weiber geschäftig ab- und zugehen und auf einem schrägstehenden Stein die rollenden Maiskörner zu Mehl zerreiben. Die Kinder aber fangen das herumlaufende Klauenvieh ein, das sich an den Abfällen der Kassavawurzeln gütlich tut und pflöcken es unter der Scheuer an, damit es sich nicht in der Nacht verläuft und dem Leoparden zur Beute wird.

Währenddem lagern sich die Männer im Halbkreis vor der Hütte Tür und pflegen der Unterhaltung. Die Pfeife macht die Runde, indem ein jeder ein paar kräftige Züge

tut und sie dem Nachbar weiterreicht. Mittlerweile haben die geschäftigen Frauen die Abendmahlzeit fertiggestellt. Zwei große Schüsseln — die eine mit einer Pfefferbrühe und gedörrten Schnecken, die andere mit großen Kassavaklößen gefüllt — befinden sich vor der Gruppe der Männer. Langsam und bedächtig langt einer um den andern in die Schüssel, reißt mit den ersten zwei Fingern und dem Daumen ein Stück vom weichen Kloß, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung in dasselbe, taucht damit in die Brühe und führt es, soviel daran hängen bleibt, mit Behagen zum Munde. Ein Gefäß mit Wasser, das daneben steht, dient zur Befeuchtung der Finger und schließlich zum Ausspülen des Mundes, wobei das Wasser kunstgerecht durch die Zähne ausgespritzt wird. Die Frauen und Kinder aber, welch letztere ihre Väter während der Mahlzeit stillschweigend und ehrerbietig bedient haben und ab und zu mit einer Schnecke belohnt worden sind, hocken jetzt hinter ihren Kochtöpfen und befriedigen ihren Appetit mit einer neuen Auflage ihrer Kochkunst und mit den Resten dessen, was ihre Gebieter übrig gelassen haben.

Inzwischen ist die Sonne hinter den Wäldern untergetaucht. Ihr Abendglanz ist — wie immer in den Tropen — rasch erloschen und die blinkende Mondsichel ist mit dem Sternenheer am Firmament heraufgezogen. Die Kinder haben sich — sofern sie nicht auf dem Rücken ihrer Mütter kampieren — da und dort in den Sand gestreckt und treiben allerlei Kurzweil. Die Frauen führen wie gewöhnlich eine sehr laute Unterhaltung und gehen dabei ihren häuslichen Geschäften nach, indem sie ihre Säuglinge waschen, den Platz fegen u. a. m. Dazwischen hinein blöken die Schafe und es stoßen sich die Ziegen, bis ein jedes seinen Ruheplatz gefunden hat.

Das alles stört aber die Männer nicht, mit Akrong eine ernste Beratung zu pflegen. Diese dreht sich um nichts Geringeres als um die Errichtung eines Dörfchens an dieser Stelle. Hier will er — das ist sein Plan — sich fortan mit einem Teil seiner Familienglieder ansiedeln. Bis jetzt hat er nur durch einige seiner Sklaven auf seinen Ländereien etwas Plantagenbau treiben lassen und das dadurch gewonnene Palmöl an der Küste umgesetzt. Es hat deshalb die kleine Plantagenhütte mit der luftigen Scheuer genügt. Nun will er aber, wie gesagt, selbst auf sein Land ziehen und sich mit den Seinigen dem Feldbau widmen. Daneben hofft er auch noch einen einträglichen Holzhandel mit den Küstenstädten Akra und Christiansborg zu treiben, wo die englische Regierung, Kaufleute und Missionshandwerker sichere Abnehmer seines Bauholzes sein würden. Er hat auch deshalb schon vor längerer Zeit ein Fuhrwerk zu diesem Zwecke in England bestellt, aber statt einem regelrechten Lastwagen einen Londoner Gemüsekarren mit zwei riesigen Rädern zugeschickt erhalten. Das schwerfällige Fuhrwerk ist nun freilich für Akrongs Zwecke nicht verwendbar, zumal bei den mangelhaften afrikanischen Verkehrswegen, aber es hat ihm bis jetzt in Täschi als angestauntes und vielbewundertes Kunststück gedient, und schließlich hat er darin sein Schlafkabinett eingerichtet, so luftig und reinlich, wie es ihm sein schwüles Familienhaus nicht bot. Also daran soll sein Holzhandel nicht scheitern, und vorderhand stehen ihm Sklaven genug zur Verfügung, um Balken und Bretter auf ihrem Kopfe an die Küste tragen zu lassen. Das wichtigste ist jetzt, so rasch als möglich den Hüttenbau des Dorfes zu betreiben, ehe die Regenzeit mit ihren Gewitterstürmen einsetzt. Schon am folgenden Tage soll das Werk begonnen werden.



Afrikanische Waldszene.

10. Eine Opferhandlung.

Reges Leben herrscht im Waldfrieden des Nsaketals. Laute Zurufe und schallendes Gelächter, knackendes Geäst und Baumschlag hallen in der Waldung wieder. Da und dort steigt die von keinem Luftzug bewegte Rauchsäule eines Feuers empor, das an einen Baumriesen gelegt, denselben langsam verzehrt. Allenthalben liegt geschlagenes Gesträuch, teils wild durcheinander, teils in Haufen aufgeschichtet, damit es die Glut der Sonne dörre und des Feuers Flamme es schließlich lodernd aufräume. Einzelne Oelpalmen liegen hin und wieder langgestreckt auf dem Boden und es wird denselben der süßliche Saft abgezapft, der als Palmwein dem Neger wie ein Göttertrank mundet. Wilde Bienen und Hummeln, Wespen und goldigschimmernde Fliegen umsummen gierig den irdenen Topf, der unter der Krone der Palmen den edlen Trank auffängt. In nächster Nähe aber schlagen eine Reihe von stämmigen Negern den Busch nieder und dringen über das zu Boden fallende Gestrüpp unaufhaltsam vorwärts. Es gilt den Hüttenplatz in der Richtung zum Flüßchen zu erweitern, zu klären und Raum für die Ansiedlung zu schaffen. Die Arbeit wird munter, wenn auch mit der dem Neger eigenen Seelenruhe und Behaglichkeit getan. Zwar rinnt der Schweiß über das schwärzliche Gesicht und den bloßen Rücken, aber man gönnt sich öfters Pausen, wischt sich mit dem rechten Arm den Arbeitsschweiß aus dem erhitzten Antlitz und unterhält sich mit lustigen Geschichten.

Andere Familienglieder sind gleichzeitig über die Berge nach der Ebene ausgezogen, um daselbst das für die Bedachung der Hütten nötige Gras zu rupfen; denn hier in der Waldregion ist weit und breit kein passendes Gras zu

finden und die sonst üblichen Palmblätterdächer sind nicht dauerhaft genug. Somit muß das Gras mühsam auf dem Kopf von der Savanne über das steile Gebirge herbeigeschafft werden.

In wenigen Tagen ist der Platz für die Dorfanlage genügend geklärt und der Hüttenbau könnte seinen Anfang nehmen; aber noch fehlt ein wichtiger Vorgang, eine Zeremonie, von der nach des Negers Glauben Wohl und Wehe der künftigen Ansiedelung für alle Zeiten abhängt. Der Platz muß erst durch einen Priester des Landes geweiht und entsündigt werden, ehe die Hütten abgesteckt und ihr Bau in Angriff genommen werden kann.

So beruft denn Akrong eines Tages einen Priester des Fetisches Akotiá, dem die Pflege und der Schutz des Landbaues vom abgöttischen Volke zugeschrieben wird, damit der Priester im Namen der Gottheit die Weihe vollziehe. Akotiá ist ein mächtiger Fetisch, der zugleich als Götterbote verehrt wird und sein Heiligtum im Weichbild der nahen Bergstadt Berekuso hat. Hier hat er im düstern Waldesdunkel seinen Sitz in einem Felsblock genommen und nur der Fuß der eingeweihten Priester darf den heiligen Hain betreten und die Opfer des Volkes darbringen.

Der Tag der Einweihung ist gekommen. Von der Bergstadt Berekuso steigt auf steilem Saumpfad der Priester ins Nsaketal herab. Zu einer Amtshandlung berufen, die ihm den Gang reichlich bezahlen soll, hat er den priesterlichen Schmuck angelegt, der ihn eher einem Hanswurst ähnlich sein läßt, als einem Vertreter der Gottheit. Statt des üblichen togaartig übergeworfenen Gewandes trägt er ein die Lenden umschließendes kurzes Schurzfell aus schmalen Lederstreifen, die mit Schellen, Muscheln, Vogelfedern und anderem Firlefanz besetzt sind. Den Hals, sowie den bloßen Ober-

körper ziert eine lang herabhängende Kette von weißen Muscheln, an der der Fetisch bei der Beschwörung aus den Höhen auf den Priester herabsteigen soll. Das lange Haupthaar ist in kleine zottige Zöpfe geflochten und umwallt den Scheitel wie ein Medusenhaupt. Die eine Hand hält einen Büffelschwanz mit kunstvoll gearbeitetem Lederstiel, während die andere die unentbehrliche Fetischschelle trägt, womit die bösen Geister gebannt und der Fetisch herbeigerufen wird. Unter dem einen Arm aber hält er ein paar Sandalen geklemmt, die er auf dem steinigten Bergpfad schonen will. Schon ist dem Manne der dünne Kinnbart ergraut und die Augen haben ein gerötetes, triefendes Aussehen — eine Folge des vielen Schnapsgenusses, den sein Beruf mit sich bringt; aber die schlanken Beine zeigen trotz seines Alters eine elastische Gelenkigkeit, mit der er die Füße von einer Felsplatte zur andern setzt und den Abstieg zum Tal bewerkstelligt.

Mit Ehrerbietung wird der Priester von Akrong und seinen Familiengliedern willkommen geheißen. Zugleich wird ihm eine Kürbisschale voll Palmwein gereicht, und mit Behagen schlürft er den prickelnden Palmensaft. Dann schreitet er ungesäumt ans Werk. Die gesamte Familie Akrongs sitzt schweigend im Kreise, der Fetischpriester in ihrer Mitte. Da erscheint auf einen Wink des letzteren Akrong als Familienhaupt und Gründer des Dorfwesens vor dem Priester und zieht an einem Strick ein weißes, tadelloses Schaf hinter sich her. Mit sicherem Griff erfaßt es der Priester an den Füßen, hält es feierlich gen Himmel und beschwört den Fetisch Akotiá als Beschützer des Landbaus, dieses von seinen Freunden dargebrachte Opferlamm als Gabe anzunehmen und alles Unheil und Verderben, Krankheit und Unstern von dieser Stätte fernzuhalten, alle schädlichen Einflüsse und bösen Geister vom Platze zu bannen. Gnädig

möge er auf die Ansiedler für alle Zeiten herniederschauen und fröhliches Gedeihen dem Orte verleihen! Hierauf schlachtet er mit scharfem Stein das Schaf und besprengt mit seinem Blut unter Zaubersprüchen das Centrum des Platzes und dessen Ausgänge. Das Fleisch des Opfers aber wandert in die bereitstehenden Kochtöpfe, und wenige Stunden später versammelt sich alt und jung mit dem Priester zum duftenden Opfermahle, während sich der Fetisch mit dem Inhalt des Gedärms begnügen muß. Dabei kreist die Rumflasche und animiert Appetit und Unterhaltung.

Akrong und seinen Genossen schlägt jetzt ein ruhiges Gewissen; denn nun wissen sie den Platz ihrer künftigen Heimstätte entsündigt und gesegnet. Gedeihen und Wohlstand kann ihrem Beginnen nicht fehlen, und wenn es auch Akrong ein schönes Stück Geld und ein gutes Schaf seines Viehstandes gekostet hat — er schlägt es heute nicht an. Akotiás Schutz und Segen soll ihm zehnfach die Opfergaben ersetzen.



11. Afrikanisches Gründertum.

Der Priester des Akotiá hat wieder den Heimweg angetreten. Unten im Nsaketal, wo dichte Nebel auf der Waldung lagern und der Glockenvogel seinen Stundenschlag ertönen läßt, sind Akrongs Familienglieder und Sklaven emsig an der Arbeit. Die junge Mannschaft durchstreift die Waldung, um das erforderliche Bauholz herbeizuschaffen. Doch nicht mit Säge und Hobel wird dasselbe zugerichtet, sondern einfach mit dem blanken Buschmesser zugehauen. Es besteht auch nur in stämmigen Pfählen und dünnen Stangen von hartem Holz, die der Baumschlag zur Genüge bietet. Zu-

gleich werden zähe Schlingpflanzen, die sich in wirrem Durcheinander von Stamm zu Stamm, von Geäst zu Geäst emporranken, herausgehauen, um als Bindemittel des Baugerüstes die Nägel, Klammern und Schrauben der modernen Baukunst zu vertreten. Vor allem wird ein guter Vorrat von Rotang oder Meerrohr zu diesem Zwecke gesammelt. Währenddem bereiten andere das Material für den Erdanwurf der Wände. Mit kurzen Hauen wird das Erdreich gelockert, Frauen und Kinder tragen in großen Töpfen Wasser herbei und es wird die Erde reichlich befeuchtet und mit den Füßen geknetet. Dann häuft man die durchgearbeitete Erdmasse zu runden Erhöhungen auf und setzt sie dem Regen aus. Die Hütten und Küchenhallen werden abgesteckt, Pfosten als Träger des Ganzen eingerammt und gegenseitig mit Stangen verbunden. Dann werden querlaufende Stecken an denselben mittelst Schlingpflanzen festgebunden und siehe, in wenigen Tagen ersteht eine Hütte aus Bindewerk, die einem großen Vogelkäfig auf ein Haar ähnlich sieht. In ähnlicher Weise wird der Dachstuhl von Holzwerk und Bambusstangen erstellt und durch Schlingpflanzen zusammengefügt. Das in vielen Bündeln vorhandene Deckgras ist vorsorglich auf einem Gestell von Pfählen aufgeschichtet, damit es vor den Termiten geschützt ist und wird nun emsig zu seinem Zwecke verwandt. Unter fröhlichem Geplauder wird dasselbe von einigen Männern, die auf dem schwankenden Dachgerüst kauern, festgebunden, während ihnen von unten her die Grasbüschel mit geübter Hand zugeworfen werden.

Doch damit sind die Wohnstätten noch nicht fertiggestellt. Es fehlt ihnen noch der Erdanwurf von innen und außen. Die dazu eigens zugerichtete Erdmasse wird nochmals geknetet und in runde Ballen geformt. Behende tragen die Knaben sie ihren Vätern zu, die die Erde an die Innen-

und Außenwände der Gerüste werfen und verarbeiten. Daß die als Handlanger beschäftigte Jugend die Spuren ihrer Arbeit deutlich an sich trägt, tut ihrer Heiterkeit keinen Abbruch, verdirbt auch ihren Habit nicht, denn sie tragen sämtlich das Adamskostüm.

In wenigen Tagen ersteht eine Hütte nach der andern, deren Erdanwurf von der Sonne getrocknet, das Holzwerk des Innern sorgsam verdeckt. Ihnen gegenüber erhebt sich je eine kleine, niedrige Küchenhalle, während die beiden offenen Seiten durch einen Zaun von Palmrippen verbunden werden und dadurch einen geschlossenen Hofraum bilden. Das Innere der Hütten aber besteht lediglich aus gestampfter Erde. Ein Holzkünstler im benachbarten Dorf liefert gelegentlich die rohen Türen und Fensterläden. Zwischen den Hüttenreihen dahin führt die breite Dorfgasse, die der frohsinnigen Jugend genügend Raum zu Spiel und Tanz gewährt. Doch, weil der Sonne Glutstrahl in diesem Himmelsstrich allzu stark auf den Scheitel brennt, so sorgt man für ein schützendes Laubdach. Junge, lebensfrische Aeste des wilden Feigenbaumes und anderer Schattenbäume werden in gleichen Abständen in der Mitte der Dorfstraße eingerammt und der Triebkraft der Natur überlassen, die denn auch bald diese mächtigen Stecklinge ausschlagen läßt und mit Laubwerk versieht. Wenige Jahre genügen und die schönsten Laubkronen wölben sich über der kleinen Dorfflur.

Dazwischen hinein pflanzt der eine und andere Bauer eine Kokospalme vor sein Gehöft und umgiebt sie zum Schutz gegen die genäschigen Ziegen mit einem Zaun. Limonensträucher und Guaven finden seitlich von den Hütten und in den Gehöften ihren Platz, unter deren Schatten das vom Habicht bedrohte Hühnervolk ein schützendes Obdach sucht. Da und dort grünen selbst die Einzäunungen, indem

die Pfähle Wurzeln treiben und die Einfassungen zu lebenden Sträuchern werden. An den Dorfausgängen, wo der Kehricht seine Niederlage hat und das Schwarzvieh grunzend herumschnüffelt, haben einige Mangokerne Wurzeln getrieben und schießen zu stattlichen Bäumen auf, deren saftige Frucht ein leckeres Mahl für die Dorfjugend abgibt. Ein breiter, bequemer Fußweg, der mit den Sträuchern der Brechnuß auf beiden Seiten beflanzt ist, führt vom Dörflein zum Nsakebach, der den täglichen Bedarf an Wasser für Mensch und Vieh liefert, als Badeplatz dient und der Ansiedlung das Dasein sichert.

Da die Bewohner des Dorfes insgesamt ein und derselben Familie — wenn auch in den verschiedensten Graden — angehören, so erscheint es erklärlich, daß sie ihre Hütten und Gehöfte eng zusammengerückt haben und eine nahe Nachbarschaft nicht scheuen. Ja, die patriarchalische Lebensart steckt dem Neger der Goldküste so im Blut, daß ihm ein vereinzeltes Wohnen, wiewohl es auch hie und da vorkommt, kein behagliches Dasein wäre. Mag auch sein Hüttenraum eng und beschränkt sein, es macht ihm nichts aus, wenn das Gehöft von groß und klein bevölkert ist und selbst allerlei Getier sich darin umhertummelt. Er fragt nichts darnach, wenn sich kein Plätzchen findet, das nicht jedermanns Ohren zugänglich ist — die freie Natur, die offene Dorfgasse, die einsame Plantage und der abgelegene Badeplatz bieten ihm Gelegenheit genug, seine Privatangelegenheiten mit andern zu verhandeln. Er liebt die heitere Seite des Lebens und nicht die stille Zurückgezogenheit des Einsiedlers. Nur gemeinsame Arbeit scheint ihm erträglich und vereintes Leben mit der Volksgemeinde, Spiel und Tanz, Musik und Zechen im Kreise seiner Familiengenossen entspricht seinem Ideal von einem menschenwürdigen Dasein.



Negerhäuptling mit seinen Trabanten.

Und drücken ihn vollends keine Schulden und liegt kein Bann der Krankheit auf ihm, so fühlt er sich als Herr und Gebieter der Schöpfung. Kaum merkt er die Flucht der Zeit, da er weder Tage noch Jahre zählt und keine rechte Vorstellung der Zeitdauer hat. Nur die Abnahme seiner Leibeskräfte läßt ihn erkennen, daß der Abend seines Lebens hereingebrochen ist und sich seinem Ende zuneigt. Aber auch da leuchtet ihm die Ehrfurcht vor dem Alter, die das junge Geschlecht dem Greise entgegenbringt, noch wie ein erheiternder Strahl ins anbrechende Dunkel herein.

Mit Stolz sieht sich Akrong als „Stadtvater" an der Spitze seines kleinen Gemeinwesens und gemächlich schmaucht er sein Pfeifchen, wenn er des Abends vor seinem Hause sitzt und rechts und links durch sein blankes Gebiß spuckt. Ja er fühlt sich nicht wenig in seiner Würde, und es genügt ihm für seine Person auch nicht die gewöhnliche Bauart der Buschhütten. Seine Sklaven haben ihm deshalb ein standesgemäßes Haus aus soliden Erdmauern aufführen müssen. Auch das Innere von Akrongs Heim zeigt nicht die Oede der gewöhnlichen Negerbehausungen. Es weist eine solide Bettstatt auf, die mit Matten belegt ist, einige kleine Holzschemelchen und verschiedene Kisten mit seinem Hab und Gut. Ein Tischchen, das an der Wand steht, zeigt einige Gläser und eine schadhafte Petroleumlampe — alles mit dickem Staub bedeckt. An der Wand hängen an Holzpflöcken einige Steinschloßflinten, mehrere Sandalen und Basthüte. Die Wände sind zwar rissig und ungetüncht, aber sie entbehren doch nicht des Schmucks, auf den der Neger etwas hält: mehrere bunte Bilder, die englische Helden und Staatsmänner darstellen. Gleicherweise haben Ausschnitte aus illustrierten Zeitschriften daselbst ihren Platz gefunden. Ueber dem Türeingang aber hängt an zottiger Faserschnur ein

schmuckloses Amulett, das als Zaubermittel dem Bewohner alles Unheil von seiner Schwelle fernhalten soll.

Und fragst du nach dem Namen des Dorfes, das innerhalb weniger Monate erstanden ist, so wird dir Akrong mit Selbstbewußtsein antworten: es trägt den Namen seines Gründers und wird Akrongmang (die Stadt des Akrong) genannt.



12. Eine Heidentaufe im Buschland.

Einige Jahre sind verflossen, seit der Priester von Berekuso den Platz geweiht hat und das Dörfchen im Nsaketal entstanden ist. Er hat vielleicht nie mehr diese Stätte betreten. Dafür sind aber seit einiger Zeit die Missionare Heck und Schall von Abokobi aus ab und zu eingekehrt und haben auf ihren Wanderungen den Dorfbewohnern das Evangelium nahegebracht. Auch heute hat sich Missionar Schall aufgemacht, um dort drüben über den Bergen die Leutchen aufzusuchen. Es ist ein heißer, anstrengender Marsch, aber das darf ihn nicht anfechten. Fröhlich wandert er an einem taufrischen Morgen dem nahen Gebirge zu, an dessen Fuß sich die Ruine des alten dänischen Landhauses erhebt. Schlingpflanzen und wildes Gestrüpp bedecken zum größten Teil das zerfallene Gemäuer und Fledermäuse hausen zwischen den öden Trümmern. Umso lebensfrischer umstehen den Platz eine Anzahl von Orangenbäumen und Tamarinden, die einst an dieser Stätte gepflanzt worden sind. Sie und manches andere lassen erkennen, daß hier vor Zeiten eine Pflanzung bestanden hat. Aber ihre Besitzer und Pfleger weilen längst nicht mehr hienieden. Auch einer der ersten

Basler Missionare hat hier im Jahre 1832 sein frühes Grab gefunden; doch seine Ruhestätte ist dem heutigen Geschlechte unbekannt.

Hinan gehts den hohen, steilen Berg, hinweg über gewaltige Granitplatten und hindurch unter dem Gewirr von immergrünen Schlingpflanzen. Weithin schweift der Blick von einer freien Stelle aus über die weite Ebene, die sich im Süden zum Meere hinzieht. Bläulich schimmert die See, vom Strahl der Morgensonne beschienen, und gigantisch erheben sich im Osten die zerklüfteten Schaiberge aus der Savanne. Hie und da streift der Fuß die zackigen Ränder der Ananasstauden, die den Weg einhegen und deren köstliche Frucht von der freundlichen Hand des Schöpfers hier in der Wildnis dem Bewohner des Landes gespendet wird.

Durch hohen Wald und schöne Plantagen wird der steile Abstieg unternommen, bis die Talsohle des Nsake erreicht ist. In einem Palmenwäldchen, das von einem Bächlein durchflossen wird, stößt der Wanderer auf einige Negerfrauen, die am Ufer des Baches ihre Kleider waschen. Freundlich reichen sie ihm auf seine Bitte einen Labetrunk und fragen ihn über das Woher und Wohin. Mit frischer Kraft setzt er seinen Weg fort und hat nach kurzem Akrongs Dörfchen erreicht. Er ist hier kein Fremdling, und mit lautem Zuruf wird er aus den kleinen Gehöften begrüßt. Er ist schon öfters hier eingekehrt und hat tagelang sein Quartier unter diesen Hinterwäldlern aufgeschlagen, um ihnen „Gottes Sache" zu lehren. Denn Akrong hat der Verkündigung des Evangeliums ein offenes Ohr geliehen und sein Herz hat sich der Wahrheit erschlossen. Er hat dem Zauberkram und Fetischglauben seiner Väter den Abschied gegeben und ist vor einiger Zeit samt Weib und Kindern getauft worden. Mit seinem Uebertritt zum Christen-

tum hat er auch zugleich den Namen seines Dorfes gewandelt, um seinen Volksgenossen zu zeigen, daß mit dem Evangelium ein Neues bei ihm und in seinem Heim eingezogen sei. Er hat dem Dorfe den Namen „Otschirekomfo“, d. h. ich sage mich vom Fetisch los, gegeben. Aber damit ist freilich das Dörflein noch kein christliches Anwesen geworden; denn noch hält die übrige Bevölkerung am hergebrachten Fetischwesen fest. Immerhin ist des Meisters Vorgang ein gutes Beispiel für seine Dorfgenossen, und nach und nach hat dasselbe doch bewirkt, daß sich der eine und andere derselben zum Taufunterricht meldet. Das hat auch den Missionar veranlaßt, ab und zu unter den Leuten zu weilen, um sie in den Heilswahrheiten zu unterrichten.

Sein Aufenthalt unter ihnen ist allen Bewohnern ohne Unterschied, jung und alt, jedesmal ein wichtiges Ereignis; denn was gibts nicht alles an dem Weißen zu bewundern und anzustaunen! Da kocht er ohne Holz und Oel auf einem sonderbaren Gestell, das mit einer Flüssigkeit wie Wasser gefüllt ist, seinen Kaffee. Ja wirklich, das Wasser brennt und seine Flamme schlägt nach allen Seiten heraus! Mit offenem Munde, den er mit der Faust leicht bedeckt, schaut der Neger sprachlos zu. Und seht — ruft der eine dem andern zu — dort hängt gar ein Kasten an der Wand seiner Hütte, an dem alles in Bewegung ist. Wie von unsichtbarer Hand fortgestoßen, bewegt sich ein Eisenstab mit blinkender Scheibe beständig hin und her, und dabei „spricht“ das geheimnisvolle Wesen: tick tack, tick tack! Mit erhobenem Finger macht einer sogar die Bewegung in der Luft nach, läßt aber auf einmal erschreckt den Finger sinken, denn plötzlich fängts in dem Kasten an zu schnurren, und helle Töne, wie Schläge auf klingendes Metall, lassen sich hören. Und merkwürdig, der Zauberkasten ruft jedesmal

die genaue Zahl der Stunden aus! Dabei bewegen sich auf seinem „Gesicht“ zwei Finger langsam aber stetig vorwärts. Ja, wunderbare Dinge umgeben den Weißen.

Auch heute ist der Missionar für einige Tage in Otschirekomfo eingetroffen; denn er hat einige Leute, die am nächsten Sonntag getauft werden sollen, für die heilige Handlung vorzubereiten. Sie haben zwar schon längere Zeit Unterricht erhalten und sie wissen, worum sichs bei ihrem Uebertritt handelt; aber die letzten Stunden unmittelbar vor diesem wichtigen Schritt, den sie öffentlich vor ihren Volksgenossen tun wollen, sollen noch dazu dienen, sie in ihrem Entschluß zu festigen und in ihrer Erkenntnis zu gründen.

Der Sonntagmorgen ist gekommen und friedliche Sabbathstille lagert auf dem Dörfchen; denn Akrong hält als Christ darauf, daß auch die Heiden in seinem Gemeinwesen an diesem Tage die Feldarbeit ruhen lassen und wenigstens äußerlich den Sonntagsfrieden nicht stören. Eine Kapelle weist das Oertchen noch nicht auf, da der Christen noch zu wenige sind und kein Lehrer daselbst stationiert ist. Der Gottesdienst und die Taufhandlung muß deshalb im Freien abgehalten werden. Eine prächtige Gruppe von Oelpalmen bietet hiezu den Festplatz. Die Täuflinge haben denselben am Samstag gesäubert und gefegt. Majestätisch wölben sich die hohen Kronen der Palmen über der Stätte, wie die Kapitäle der Säulen in einem gotischen Dom. Dunkler Wald begrenzt den Hintergrund und davor liegen die niedrigen Hütten der Dorfbewohner.

Eine gewisse Feststimmung ruht heute auf dem kleinen Gemeinwesen und keiner seiner Einwohner fehlt bei der einfachen Feier, die im Lauf des Vormittags in der Abgeschiedenheit des Buschlandes stattfindet. Ein Tischchen, hinter dem der Missionar im Kirchenrock steht, bildet Kanzelbrett

und Taufaltar. Davor sitzen in ernster Haltung die Täuflinge, vier Erwachsene und drei Kinder von zwei, vier und sechs Jahren. Zwar brennt die Sonne mit erschlaffender Glut hernieder, aber die großen Palmenwedel mit ihren grünen, vom Winde leicht bewegten Fiedern spenden angenehmen Schatten. Es wird der Gesang angestimmt: Iesu Kristo yeo mañtše, añõ hegbe fẽ ahãle ye ṅwei ke šikpoñ le no! (Jesus Christus herrscht als König; alles ist ihm untertänig, alles legt ihm Gott zu Fuß.) Dann predigt nach dem Eingangsgebet der Missionar in schlichter, faßlicher Weise über Römer 3, 23. 24. Hierauf empfangen die Täuflinge, nachdem sie verschiedene Fragen beantwortet und das christliche Glaubensbekenntnis abgelegt haben, knieend die heilige Taufe und werden in den Gnadenbund Gottes aufgenommen. Zum Schluß ermahnt der bekehrte Fetischpriester und nunmehrige Kirchenälteste Paulo Mohenu die neuen Christen noch in herzandringender Weise, ihrem Christenglauben getreu vor dem Herrn zu wandeln bis ans Ende.

Mit Gebet und Gesang wird die einfache Feier geschlossen und ein jedes begibt sich in seine Hütte. Doch noch einmal kommt die kleine Schar der Christen am Nachmittag zusammen. Ein bescheidenes Mahl vereinigt sie im Hause Akrongs, wo in schwarzirdenen Schüsseln eine gepfefferte Palmölsuppe mit Hühnerfleisch aufgetischt ist. Es wird ihr kräftig zugesprochen und selbst zu Tischreden, die das Mahl würzen, läßt sich der eine und andere herbei. Vor allem gilts die einzelnen Täuflinge noch einmal an die Bedeutung ihrer biblischen Namen zu erinnern, deren Träger sie durch die Taufe geworden sind. Auch wird ein Lied ab und zu angestimmt und darin das Bestmögliche geleistet.

Die Stunden verrinnen rasch. Der Missionar befiehlt die Christen in gemeinsamem Gebet dem Haupt der Ge-

meinde, daß er sie in seiner Gnade befestigen und erhalten wolle zum ewigen Leben. Dann tritt er in der Abendkühle seinen Heimweg nach Abokobi an. Die Christen geben ihm bis zum Nsakebach das Geleit und schütteln ihm beim Abschied kräftig die Hand. Droben aber auf dem Berg, in der Fetischstadt Berekuso, feiern die Heiden ihre wüsten Gelage, und dumpf dröhnen die Wirbel der Trommeln, die dem Volke zum Tanze aufspielen.



13. Auf der Predigtreise.

Die Station Abokobi ist nach und nach ein wichtiger Ausgangspunkt für die sogenannte Reisepredigt geworden. Hiezu laden die vielen Bauerndörfer ein, die sich im Osten über die weite Savanne hinziehen, besonders aber im westlichen Buschland gruppenweise bis über den Humofluß hinüber zerstreut liegen. Die kleine Ortsgemeinde in Abokobi hält den Missionar nicht am Platze fest, da ihm ein Katechist zur Seite steht und an der Mädchenanstalt außer der europäischen Lehrerin Fräulein Maurer noch ein Missionar als Vorsteher tätig ist, der auch die Knabenschule beaufsichtigt. Der Reisepredigt hat sich denn auch neben der Pflege der Filialen Missionar Schall bis zum Jahr 1872 treulich gewidmet. Nach seiner Versetzung hat dann Missionar Bohner Ende 1872 die Station bezogen, um ausschließlich als Reiseprediger in dem großen Bezirk zu wirken. Das Gebiet ist ihm nicht fremd, denn er hat es schon von seiner vorigen Station Christiansborg aus öfters bereist und bearbeitet. Er ist auch den Eingebornen sonderlich bekannt, da er wie wenige Europäer die einheimische Sprache zu

reden versteht und auf die Anschauungen und die Eigenart der Neger einzugehen weiß. Dazu kommt noch der Umstand, daß er einen hinkenden Gang hat, der ihn der Negerbevölkerung als bekannte Persönlichkeit erscheinen läßt. Denn ein Menschenkind mit einem körperlichen Gebrechen ist dem Negervolk eine seltsame Erscheinung.

Mit rührendem Eifer widmet er sich seiner Aufgabe und durchzieht die Weiler und Dörfer seines Bezirks mit der Botschaft des Heils, besucht die daselbst zerstreuten Christen, sucht die Heiden für das Reich Gottes zu gewinnen, legt Außenposten an und errichtet Kapellen und Schulhäuser. Begleiten wir ihn auf einer solchen Evangelistenfahrt in den Westen.

Es ist im Monat Januar, der trockenen Zeit, da die Feldgeschäfte ruhen und der Harmattan die Natur in den Winterschlaf versenkt. Auf der Station sind während dieser günstigen Jahreszeit die Dächer der Missionshäuser nachgesehen und ausgebessert, die Innenräume frisch getüncht worden. Es ist das umsomehr nötig gewesen, als kurz zuvor ein Erdbeben die Gebäulichkeiten arg mitgenommen hat. Der Missionar ist froh, daß diese äußeren Geschäfte, die ihn allemal für eine Zeitlang auf der Station festhalten, glücklich hinter ihm liegen und er zieht mit seinen schwarzen Begleitern fröhlich hinaus ins Buschland.

In einem Dörfchen findet er die gesamte Einwohnerschaft auf der Straße versammelt, wo sich ein wichtiger Vorgang abzuspielen scheint. Mitten auf der Straße brennt ein mächtiges Feuer und daneben, fast von den Flammen beleckt, steht ein Lehmgebilde, das einen Mann darstellt. Ein Fetischpriester umkreist denselben und murmelt in fremder Sprache allerlei Orakel- und Zaubersprüche. Schweigend hört und sieht die Versammlung zu. Doch die Ankunft des

Weißen ist ihnen unbequem und verlegen schaffen die Priester den unförmlichen Lehmgötzen beiseite. Das Volk aber schart sich um den Missionar und will ihn predigen hören. Kaum tut dieser den Mund auf, so stimmen sie insgesamt ein unbändiges Gelächter an, um ihn durch ihren Mutwillen zu ärgern und seine Botschaft zu verhöhnen. Er weiß, daß die Leute nur durch die Fetischpriester aufgestachelt sind, er schüttelt den Staub von seinen Füßen und zieht weiter.

Nach längerer Wanderung erreicht er die am Nsake liegende Dörfergruppe von Maira, zu der drei größere Ortschaften und ein kleines Dörfchen gehören, meist von Sklaven bewohnt. Außerdem haben eine große Anzahl Fremdlinge aus dem Togogebiet, die im Jahre 1869 vor den Asanteern geflüchtet sind, hier ein Heim gefunden. Auf einem Hügel, seitwärts von Maira, haben sich einige Christen angesiedelt und heißen den Missionar freudig willkommen. Ihre Zahl soll demnächst vermehrt werden, denn fünfzehn Taufbewerber im nahen Dorf warten auf die Taufe. Ungesäumt begibt sich der Missionar in die umliegenden Ortschaften und richtet seine Botschaft den heidnischen Bewohnern aus. „Was du sagst", läßt sich einer aus ihrer Mitte hören, „ist sehr gut; laßt euch nur in unserm Dorfe nieder und wir werden uns alle bekehren." — „Da tut ihr wohl daran", lautet die Antwort; „vor der Hand aber wird es genügen, daß einer unserer Gehilfen euch öfters besucht; schließt euch nur den Leuten im Nachbardorf an, die Christen werden wollen und von unserm Gehilfen unterrichtet werden." — „Ja", heißt es da, „der hat kein Fett auf sich; wenn du aber kommst und unter uns wohnst, so bekommen wir etwas von deinem Fett zu essen." Er will damit sagen, daß der eingeborene Gehilfe nicht der Mann sei, mit dem viel Geld und Verdienst in den Ort komme; wenn aber der

Europäer unter ihnen lebe, so kaufe er ihnen ihre Landesprodukte ab und baue wohl auch ein Haus. — „Ist es nur so mit deinem Christwerden gemeint?" entgegnet der Missionar. „Höre Freund, wenn du selig werden willst, so stehe ich dir zu Diensten, aber für deinen Bauch bin ich nicht da." — Alles lacht über die Antwort und verschiedene Männer stoßen sich verstohlen an und raunen sich zu: „Der Weiße versteht unser Inneres."

Ermüdet sucht der Missionar seine Hängematte auf, und erst gegen Abend wird wieder in einem der nächsten Dörfer Straßenpredigt gehalten und in den einzelnen Gehöften werden Hausbesuche gemacht, wo besonders die Frauen eher zu treffen sind, als auf offener Straße. Am Abend finden sich die Taufbewerber alle bei ihm ein, singen ihre christlichen Lieder, die sie bis jetzt gelernt haben, und lassen sich den Katechismus erklären.

In der Kühle des Morgens wird aufgebrochen und Tag für Tag eine große Anzahl von Ortschaften besucht, zu denen meist nur enge Buschpfade führen. Hie und da trifft der Bote des Evangeliums eine zahlreiche Zuhörerschaft in den Dörfern an, da und dort sind es nur wenige Familien oder einzelne Personen — Kinder, Weiber und Greise, je nachdem die Bevölkerung die Küstenplätze aufgesucht hat oder durch Familienangelegenheiten nach auswärts geführt worden ist. Auch die Aufnahme ist sehr verschieden. Bald wird ihm mit Aufmerksamkeit zugehört, bald wird ihm von einem vorlauten Burschen widersprochen, mit der Absicht, des Europäers Worte ins Lächerliche zu ziehen. Sein Witz reicht nun freilich nicht an den des Weißen, der dem Narren nach seiner Narrheit zu antworten weiß, aber der ernsten Sache ist damit doch die gebührende Weihe geraubt. Hie und da lassen aber auch ernste und verständige

Fragen einzelner erkennen, daß die Verkündigung der „Gottessache" Herz und Gewissen berührt hat. Nicht selten wird das Kommen des Missionars mißdeutet und seine Erscheinung ruft allgemeinen Schrecken hervor, zumal wenn man ihn für einen Beamten der Regierung hält. Doch die nähere Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit und dem Zweck seines Kommens weist ihn bald als Freund des Volkes aus und öffnet ihm die Herzen von jung und alt.

In dem einen Dorf findet sich viel Volks zusammen und er legt ihnen in einfacher, faßlicher Weise den Heilsratschluß Gottes zu ihrer Seligkeit dar. Als er geendet, fordert er sie auf, ihre Meinung darüber zu äußern. „Ich kann nichts sagen", meint ein ausgeschlossener Christ, der sich zufällig hier aufhält, „denn ich bin ein armer gefallener Mensch; aber das weiß ich, daß der Fetischdienst lauter Lüge ist, und es wird mich auch keiner dessen zeihen können, daß ich jemals Fetischpriester um Rat gefragt hätte." — Hierauf antwortet ihm ein alter Heide ganz treffend: „Du sagst immer, du seist gefallen; aber hast du denn nicht eben gehört, daß eine Versöhnung geschehen ist? So stehe doch wieder auf."

In einer andern Ortschaft trifft er eine Anzahl von Leuten auf dem Markt sitzend, die ihre Pfeife rauchend und die Beine von sich streckend gemütlich plaudern und der Ruhe pflegen. Der Missionar gesellt sich zu ihnen und beginnt mit ihnen ein Gespräch. Etwas Neues wird immer gern gehört und die Leute sind Auge und Ohr. Er zieht verschiedene Vergleiche zwischen Heidentum und Christentum und läßt sie dann selbst über den Unterschied zwischen beiden aburteilen. Sie müssen gestehen, daß wenn man sogar die geistigen Güter ganz aus dem Spiele lasse, das Christentum schon hundertfache irdische Segnungen vor dem Heidentum voraus habe. Wie er dann beim Weggehen sein

Notizbuch aus der Tasche zieht und nach der nächsten Ortschaft fragt, meint einer: Ihr Weißen habt das Buch; darin sitzt alle eure Weisheit. Aber da sind wir Schwarze doch viel besser daran, denn wir haben den Kopf (d. h. das Gedächtnis); jenes kann man leicht verlieren, den Kopf dagegen nicht so leicht. — Welches Dunkel aber in ihren Köpfen herrscht, läßt ein Häuflein Asche mit einigen Knochen am Ausgang des Dorfes erkennen. Es sind die Ueberreste einer Frau, deren Leichnam man unlängst hier verbrannt hat; denn wie dem Missionar berichtet wird, wurde dieselbe für eine Verbrecherin gehalten, deren Geist die Leute umbrachte. Darum wurde ihr Gebein auf den Rat der Fetischmänner wieder ausgegraben, mit Petroleum übergossen und verbrannt. Dadurch war ihr Geist aus seiner Behausung verbannt und unschädlich gemacht.

Die Ankunft des Missionars in einem der nächsten Dörfer ruft große Aufregung und Bestürzung hervor. Die Erscheinung eines Europäers in ihrem Dorf ist den Leuten etwas Neues, und da kurz vorher die holländische Besitzung des Küstenplatzes Akra an die Engländer übergegangen ist, so meinen sie, er komme nun, um eine Volkszählung anzustellen und eine Kopfsteuer einzuführen. Kein Wunder, daß sich alles ängstlich versteckt und dem wandernden Evangelisten keine Gelegenheit zur Predigt geboten ist. In einer andern Ortschaft gelingt es zwar die Leute zu beruhigen, aber die junge Mannschaft hat anfangs kein Ohr für die Verkündigung seiner Botschaft, da sie im Schatten eines wilden Feigenbaumes mit Kartenspiel eifrig beschäftigt ist. Nur die Kinder des Orts, anfangs scheu und zurückhaltend, umstehen ihn neugierig und lassen sich das Lied vorsagen: „Ich weiß einen Lieben ꝛc.“ Sie finden die Sache interessant und sagens zuerst im Chore, dann einzeln nach, bis

das Lied samt Melodie im Kopfe sitzt. Das lockt auch die Alten heran, die nun auch mitlernen wollen und schließlich zum Anhören einer Ansprache bereit sind. Doch halten sie sich in respektvoller Entfernung, weil sie fürchten, der Missionar könnte sie hinterher über ihr Leben und Treiben examinieren. Was sie indes von der „Gottessache" hören, fesselt sie so, daß sie nicht müde werden, bis spät in die Nacht zu hören. Erst die Stunde der Mitternacht löst die Versammlung auf.

Auf seiner Weiterreise am folgenden Tage berührt er ein Dorf, wo er im Gehöft des Häuptlings den Leuten predigt. Das Wort findet hier eine gute Statt und einige sprechen den Wunsch aus, der Missionar solle sich unter ihnen niederlassen; dann würden sie alle Christen werden. Er macht ihnen klar, daß davon jetzt keine Rede sein könne; zuerst müsse man sehen, ob ihnen der Fetischdienst wirklich entleidet sei und sie in Wahrheit etwas Besseres suchten. — „Darüber müssen wir erst mit unsern Aeltesten beraten", heißt es; „denn eines einzelnen Sache gilt nichts". — Es ist wahr, entgegnet ihnen der Missionar, die Bekehrung eines Menschen ist nicht das Werk eines Augenblicks, aber ebenso wenig können die Aeltesten darüber beraten und entscheiden; da müsse ein jeder für sich selbst handeln und auch einst vor Gott für sich selbst Rechenschaft geben, da ihn dort sein Vetter oder Vorgesetzter nicht vertreten könne. Auch wolle das Christwerden recht verstanden sein; denn es heiße nicht die Landwirtschaft aufgeben, sondern den Fetischdienst mit dem Glauben an den Herrn Jesum vertauschen und ihm nachfolgen.

Gegen Abend trifft der Missionar im Dorf des „roten Nikoi" ein, wo er schon früher der Bevölkerung das Wort Gottes verkündigt hat. Er wird deshalb von allen Seiten als alter Bekannter begrüßt und man schätzt es als eine Ehre, daß er sein Nachtquartier unter ihnen aufschlagen

will. Alles verspricht, noch am späten Abend sich zur Straßenpredigt einzustellen. Der Missionar ruht sich etwas vom Marsche aus, genießt sein Abendbrot und begibt sich dann auf die Dorfstraße, die der eben aufgehende Mond freundlich beleuchtet. Schon haben sich die meisten der Dorfbewohner versammelt. Die Alten haben auf rohen Baumstämmen, die unter den Schattenbäumen auf Holzgabeln ruhen und die Stelle von Bänken vertreten, Platz genommen und rauchen ihre Pfeife. Die Jugend aber bewegt sich lärmend und lachend die Gasse auf und nieder, während die Hausfrauen verstohlen hinter den Zäunen und Türen der Gehöfte hervorschauen. Zu Ehren des Weißen haben es aber einige junge Leute für nötig erachtet, sich möglichst nobel herauszuputzen. Dazu müssen statt der üblichen Landesgewänder verschiedene europäische Kleidungsstücke dienen. Da hat der eine seine muskulösen Gliedmaßen in ein altes Flanellleibchen gezwängt und in ein paar so eng anschließende Trikot-Unterbeinkleider, daß er wie ein Seiltänzer daherspaziert. Ein anderer hat seinem Aeußeren durch ein buntes Hemd und einen schwarzen zerknüllten Cylinder aufzuhelfen gesucht. Wieder ein anderer ist in einen mächtig weiten Burnus gefahren, unter dem die bloßen Beine wie zwei Zeltstangen hervorragen. Dem einen genügt ein zerschlissenes Stück von einer weißen Weste, dem andern eine weite Pumphose als Dekoration seines äußern Menschen. Dem Missionar will schier das Lachen kommen über den Aufzug der großen Kinder, zumal wenn er sieht, wie der eine und andere sich noch zum Ueberfluß mit einem Sonnenschirm versehen hat und ihn mit Grandezza handhabt. Aber den Leuten ist es nicht um eine lächerliche Scene zu tun, sondern sie wollen allen Ernstes nur würdig bei der Straßenpredigt erscheinen. „Seid ruhig jetzt, und Hut ab!"

rufen einige, da sie sehen, wie der Missionar auf dem Platz erschienen ist. Dieser stimmt mit seinen Begleitern ein Lied an und fängt dann an zu sprechen. Mit gespannter Aufmerksamkeit hört alles zu. Er will drei bis vier Mal abbrechen, aber er muß auf ihre Bitte hin weiter reden. Am Schluß der Versammlung begleitet ihn noch eine Anzahl junger Männer in sein Nachtquartier, um weiter zu hören und einige Liederverse zu lernen. Mehrere von ihnen erklären auch bestimmt Christen werden zu wollen.

Sein Weg führt ihn nun nach dem uns bekannten Otschirekomfo, wo er des Abends zur großen Freude der dortigen Christen eintrifft. Er liest mit ihnen zum Tagesschluß 1 Petr. 5, 5—11 und unterrichtet am andern Morgen die Taufbewerber im Katechismus. Der Dorfvater Akrong ist aber seinem Gelübde als Christ nicht treu geblieben und hat, da er im Gegensatz zur christlichen Gemeindeordnung auch fernerhin Sklaven hält, aus der Gemeinde scheiden müssen. Die Christen, sofern sie zu seinen Sklaven gehören, haben auch einigen Druck von ihm zu erleiden, doch ist er erträglich, da der Meister die meiste Zeit wieder in seiner Vaterstadt Täschi zubringt. Erst später ist derselbe wieder ein Glied der Gemeinde geworden und nach seinem Dorfe zurückgekehrt, das seither zu einem schönen Filial emporgeblüht ist.

Der Missionar hat nun seine Rundreise beendigt und tritt den Heimweg an. Dieser führt ihn noch einmal zu der Dörfergruppe von Maira zurück. Die Christen und Taufbewerber begleiten ihn noch bis an die Grenze des Dorfgebiets und schütteln ihm treuherzig die Hand mit dem üblichen Abschiedsgruß: „Geh, und komme bald wieder!" Er aber ruft ihnen zu: „Seid treu und stehet fest!"



14. Ein Missionsfest.

In Abokobi, dem kleinen friedlichen Walddorf, gehts heute lebhaft zu; denn morgen, am 27. September 1874, soll das Missionsfest der Parochie gefeiert werden. Alles rüstet auf die Feier. Schon während der ganzen Woche hat man sich bemüht, dem Ort ein festliches, würdiges Aussehen zu geben. Alle Häuser, Straßen und freien Plätze sind geputzt und gesäubert, die Gebäude der Kirche und Schule sind frisch gekalkt und die Unterkunftsräume für die erwarteten Gäste hergerichtet worden; Anstaltsmädchen und Gemeindeschüler haben mit Hilfe ihrer Lehrer Tag und Nacht Festlieder eingeübt, und die Familien schaffen von ihren Pflanzungen allerlei Lebensmittel herbei, um ihre Gäste freigebig bewirten zu können. Die Hausmütter fegen heute ihre Gehöfte mit besonderer Sorgfalt und die Familienväter sind mit dem Schlachten von Ziegen und Schafen emsig beschäftigt. Der eine und andere hat wohl auch durch einen glücklichen Jagdzug seine Speisekammer genügend ergänzt.

Es ist nicht das erste Missionsfest, wohl aber das zweite, das Abokobi morgen zu feiern gedenkt. Im letzten Jahr wurde der erste schüchterne Versuch gemacht; denn bis jetzt haben nur die größeren Hauptstationen ein solches gefeiert. Das kleine Abokobi hat aber nicht zurückstehen wollen im Reigen seiner Schwestern, obschon die Anforderungen der Unterbringung und Bewirtung so vieler Gäste keine geringen sind. Doch der Versuch ist gelungen und das schöne Fest darf fortan nicht mehr fehlen im Kranze der christlichen Festtage.

Man hat einen Sonntag im September gewählt. Nicht zufällig. In diese Tage fällt ja die Gründung Abokobis

vor zwei Jahrzehnten. Die Tage der damaligen Not und des Schreckens, da die Bomben und Granaten in das dichtbevölkerte Christiansborg fielen und die Bewohner der Heimat zur Flucht zwangen, sind ihnen so eindrücklich geblieben, daß sie alle in jene Zeit fallenden bürgerlichen und häuslichen Vorkommnisse, wie Geburten, Sterbefälle u. a. von jenem Zeitpunkt an datieren. Und dann fallen die Septembertage zusammen mit der Zeit, da die Ernte eingebracht und ein Dankfest dafür am Platze ist. Den betreffenden Sonntag aber bestimmt der Stand des Mondes, wenn derselbe den zu- und abreisenden Festgästen mit seinem Silberglanze den Pfad erhellt.

Mit Spannung sieht man dem Vorabend des Festtages entgegen. Schon sind verschiedene Gäste aus der Ferne, zum Teil fünf und sechs Stunden weit, eingetroffen und haben bei ihren Gastfreunden eine herzliche Aufnahme gefunden. Aber erst in der Kühle des Abends sind die meisten erwartet. Und richtig; da sind sie auch schon. Unter den Klängen eines munteren Marschliedes zieht von Süden her in Reih und Glied geordnet eine Truppe von Jünglingen im Dorfe ein. Mit vorangetragenem Banner marschieren sie die Straße von Abokobi herauf und schwenken dann zum Kirchplatz ab, wo sie die Schulräume als ihr Quartier beziehen. Es sind die Zöglinge der Christiansborger Mittelschule mit ihren Lehrern und dem europäischen Vorsteher. Bald darauf kündigt neuer Gesang die Ankunft der Schüler der Christiansborger Knabenanstalt an, die noch zahlreicher als jene sind und ihren Sonntagsstaat nach Negersitte in einem Bündelchen auf dem Krauskopfe tragen, während die Mittelschüler, den Hut mit grünem Laube geschmückt, ihre Reiseeffekten in einer Umhängetasche bergen. Mit freudigem Zuruf werden sie aus allen Gehöften von jung und alt

begrüßt und entzückt lauschen die Dorfbewohner den musikalischen Kraftleistungen der anmarschierenden Schüler. Stiller und mit weniger Aufsehen treffen von der entgegengesetzten Richtung die Schülerinnen der Mädchenanstalt Aburi



Missionshaus in Abokobi.

ein. Sie sind vom Berg zu Tal gestiegen und werden nun als müde Pilger von ihren Freundinnen der Abokobi-Anstalt in Empfang genommen und hier untergebracht.

Und nun trifft auch der eine und andere Missionar vom Süden und vom Norden, von der Ebene wie vom Bergland ein, und es füllen sich alle Räume der beiden Missionshäuser. Von den Filialen stellen sich Christen und

Taufbewerber, Katechisten, Lehrer und Evangelisten ein, die in den Christenhäusern des kleinen Ortes allesamt Unterkunft finden. Wohl entfallen hie und da gegen zehn und zwölf Gäste auf ein Familienhaus, aber die Gastfreundschaft des Negers empfindet das nicht als Last, sondern als eine Ehre des Hauses.

Ein munteres Leben herrscht in dem sonst so abgeschiedenen Abokobi. Lust und Freude steht auf jedem Angesicht geschrieben. Durch die klare Luft der mondhellen Nacht ertönt aus verschiedenen Gehöften Gesang; besonders auf dem Kirchplatz, wo sich die Anstaltsschüler um ihren Dirigenten geschart haben, wird ein Lied nach dem andern zum besten gegeben. Im Missionshause aber sitzen die Missionare, nachdem sie in gemeinsamem Gebet den Segen Gottes für das bevorstehende Fest erfleht haben, in traulichem Gespräch um den Theetisch herum. Andere ergehen sich auf der luftigen Veranda, umfächelt vom Blütenduft der nahen Orangenbäume. Bis in den späten Abend hinein aber hört man aus den Gehöften das taktmäßige Aufstoßen der Holzstößel, mit denen die geschäftigen Christenfrauen in Holzmörsern den Jams zu Brei stampfen und den beliebten Fufu herstellen. Keiner wirds heute zu viel, denn die Festfreude erfüllt alle Herzen und spornt zu munterer Arbeit an.

Der Festtag ist gekommen. Schon in aller Frühe haben sich die Christen mit ihren Gästen in der Kapelle oder in einzelnen Häusern zum Morgensegen versammelt. Eine gewisse Feststimmung liegt über dem ganzen Ort, die umsomehr zum Ausdruck kommt, als eben jeder ein Mitfeiernder ist. Die Schüler haben ihren besten Staat angelegt, wobei sich auch — wir wollen das nicht verschweigen — ein bischen Eitelkeit, wie sie dem von der Civilisation be-



Negermädchen mit ihrer Frisur beschäftigt.

leckten Neger eigen ist, breit macht. Mit großer Sorgfalt hat er sich das krause Haar gescheitelt und darauf den weißen Strohhut ein wenig zur Seite gesetzt. Ein steifer Stehkragen, von einer bunten Krawatte umspannt, darf natürlich nicht fehlen, eine rote Leibschärpe mit gefranstem Ende hält das Beinkleid zusammen, und wer es vermag, hat sich sogar ein Paar Schuhe angezwängt. Doch wir wollen es diesmal der lieben Jugend ausnahmsweise nachsehen, wenn sie dem Hinterwäldler heute auf diesem Wege die Kultur der Küste vor Augen führt. Legen es doch diesmal selbst die jungen Leute aus den Bauerndörfern darauf an, ihrer malerischen Landestracht möglichst bunte Farben zu verleihen. Und auch die Mädchenschüler sind bestrebt, durch eine künstliche Frisur der Anmut höchsten Reiz zu entfalten.

Jetzt treffen auch die Festbesucher aus den benachbarten Dörfern allmählich ein. Aber erst müssen sie ihre christlichen Brüder aus der Ferne begrüßen. Das gibt ein Bewillkommnen, ein Händeschütteln und Knallen der Finger, wenn diese beim Gruß dreimal gegenseitig gereicht und von einander geschnellt werden. Da wird unter Ausrufen der Freude Gruß und Gegengruß ausgetauscht, das Ergehen der Familie erfragt und immer wieder die Rechte geschüttelt.

Mittlerweile ist die Zeit für den Morgengottesdienst gekommen und die Glocke ertönt vom Giebel der Kapelle. Scharenweis ziehen Christen und Taufbewerber ins nahe Gotteshaus, das schon jetzt bei der Vorfeier des Missionsfestes kaum Raum genug bietet für die zahlreichen Besucher. Ein wolkenloser Himmel strahlt über dem Oertchen. Die Höhen der nahen Berge schimmern in lichtem Blau und tiefer Friede lagert über der weiten Waldregion; denn schon hat die höher und höher steigende Sonne das Leben

der Natur in Stillschweigen versenkt. Nur die helle Stimme der Glocke tönt in diese Welt hinaus und ruft die Menschenkinder herbei zur Anbetung Gottes in seinem Heiligtum.

Die Kirche ist mit Palmzweigen und Blumengewinden verziert; besonders Altar und Kanzel prangen in üppigem Grün. Der Raum des Gotteshauses ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Mütter mit den unruhigen Kleinen haben sich draußen vor den offenen Fenstern auf der Veranda aufgestellt. Ein mächtiger Gesang braust durch das Gotteshaus und Missionar Bohner, der Reiseprediger des großen Bezirks, hält eine faßliche, eindrucksvolle Festpredigt. Dann legen einige Katechumenen vor dem Altar ihr Gelübde ab und erhalten die heilige Taufe. Die Schüler stimmen einen Lobgesang an und tiefe Stille folgt den verhallenden Tönen. Nun werden die nötigen Anzeigen für das am Nachmittag stattfindende Missionsfest gemacht, die Gemeinde singt den Schlußvers und wird mit dem Segen des Herrn entlassen.

Wieder läßt sich Glockenklang vernehmen. Er läutet um 2 Uhr nachmittags das Missionsfest ein. Die Festteilnehmer suchen sich bei Zeiten einen Platz zu sichern, und unter dem Chorgesang der Schüler betreten die Missionare und ihre schwarzen Gehilfen im Zuge den dichtbesetzten Kirchenraum. Für sie stehen Stühle um den Altar herum bereit. Vor dem Altar nimmt der alte Missionar Zimmermann, der seit kurzem wieder an der Gemeinde steht, seinen Platz ein und leitet die Feier. Die Gemeinde beginnt mit dem Lied: kleṅkleṅ odasefoi amumo̱, Zion sralo̱i anõle̱, te ši ko! (Wach auf du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn!) Der Gesang, von vier verschiedenen Chören unterstützt, braust gewaltig daher und wirkt erhebend. Ansprachen wechseln mit Gesängen ab. Zunächst gibt Missionar Zimmermann, der Gründer der Station,

nach dem Eingangsgebet und der Verlesung von Jesaias 40, 1—11 einen geschichtlichen Rückblick und schildert, wie er vor 20 Jahren mit dem sel. Steinhauser und den Trümmern der damaligen Christengemeinde und Schule vor den englischen Kanonen hierher in die Wildnis geflohen sei; er erinnert daran, wie man an demselben Sonntag unter dem noch stehenden Baume den ersten Gottesdienst und das heilige Abendmahl gefeiert habe. Damals sei die junge Gemeinde noch ein zartes Kindlein gewesen, das man habe pflegen und tragen müssen; jetzt sei sie zum zwanzigjährigen, kriegspflichtigen Jüngling herangewachsen und habe den Ruf und die Kraft, des Herrn Kriege im Feindeslande führen zu helfen. Nun solle sie sich nicht mehr heben und tragen lassen, sondern selbst angreifen, vorwärts schreiten und sich als tatkräftig erweisen. Hiezu sei eine Gemeinde, die aus wenigen zersprengten Christen nun eine stattliche Schar von mehr als 500 geworden sei, vom Herrn berufen.

So reiht sich Rede an Rede, Gesang an Gesang. Bald tritt ein Missionar, bald ein schwarzer Redner auf, der zumeist von dem berichtet, was Gott an Heiden und Christen in seinem Arbeitssprengel getan hat. Nicht am wenigsten gewaltig erhebt der ehrwürdige Paulo Mohenu als Vertreter der Kirchenältesten seine Stimme und ermahnt mit großem Ernst die anwesenden Christen und Taufbewerber, fest zu bleiben in der Wahrheit des Evangeliums, nachdem sie so reiche Gnade empfangen. Seine Augen sprühen Feuer, indem er spricht, und man merkt es ihm an, sein Herz redet zu seinem Volk, das er gerettet wissen möchte.

Den Schluß macht Missionar Bohner, der nach dem Rechenschaftsbericht der Gemeinde unter einem andern Bilde auf den Anfang zurückkommt. Ihr nennt euch „Kinder der Basler Mission", redet er die Christen an. Wohl, das seid



Negerpfarrer Reindorf, Saba und Richter, die zeitweise im Stationsgebiet Abokobi gewirkt haben.

ihr; aber wie? Eine rechte Negermutter trägt ihre ersten Kleinen auf dem Rücken; aber wenn sie eins über anderthalb und zwei Jahre tragen muß, so ist es kein gesundes Kind. Und ist eins sechs bis acht Jahre alt, so „buckelt" es schon für seine Mutter ein jüngeres Geschwisterlein. So soll es Abokobi auch ferner halten, wie es schon angefangen hat. Erst „buckelte" es (d. h. trug auf seinem Rücken) das Filial Sasabi, dann Otschirekomfo und Maira; jetzt können diese gehen und es muß nun Oyarefa tragen helfen, dann Bawaleschi und so fort.

Verständnisvoll schauen sich die Aeltesten der Abokobi-Gemeinde an und nicken einander zu. Der alte Schmidjakob von Aschongmang aber streicht sich schmunzelnd den grauen Kinnbart und stupft seinen schräg gegenübersitzenden Freund, den „Dorfvater" (Schultheiß) von Abokobi leise mit dem Sonnenschirm. Er will ihm damit einen Wink geben, daß es nun an der Zeit sei, daß Abokobi auch sein Dorf Aschongmang auf den Rücken nehme und der dortigen kleinen Christenschar durch einen Lehrer auf die Beine helfe.

Mit Gebet wird geschlossen und unter dem Gesang der Schüler wird die Einsammlung des Festopfers vorgenommen, ein Vorgang, dem die Christen mit ungeteilter Aufmerksamkeit folgen. Die Kollekte ergibt die schöne Summe von 230 Franken, obwohl es meist Bauern sind, die sie aufgebracht haben und denen nur wenig bares Geld zu Gebote steht. Viele haben deswegen auch ihre Gaben in Naturalien dargebracht, die nach ihrem Werte abgeschätzt werden.

Mit dem Gemeindegesang und dem Segen findet die einfache Feier ihren Abschluß und fröhlich ziehen die Festbesucher hinaus ins Freie, sichtlich erbaut und wieder aufs neue davon ergriffen, daß „Gottes Sache süß sei". Am Abend aber bringen die verschiedenen Gesangchöre den

Kirchenältesten, Festbesuchern und Missionaren noch ein Ständchen und es hallt der kleine Ort wider von mehrstimmigen Gesängen. Zwei Missionare halten sogar noch von der Veranda aus einige kurze Ansprachen an die Leute, und auch in den Wohnungen der Lehrer und Christen läßt sich der eine und andere der Gastgeber und Gäste zu einer Rede an sein Volk hinreißen.

Erst spät am Abend ziehen die aus der Nachbarschaft Gekommenen wieder heimwärts, während die entfernteren Festbesucher den andern Morgen abwarten. Alle aber kehren neu gestärkt in das Ihre zurück. Ein Strahl des Lichtes von oben ist in das heidnische Dunkel des Buschlandes gefallen.



15. Wasserquellen in der Wüste.

Wasser ist eine Lebensbedingung, zumal im heißen, tropischen Lande. Und an Wasser hat es dem Christendörflein Abokobi vielfach gefehlt. Durch die Niederung, in der es liegt, windet sich wohl ein Flüßchen, der Dakobi, aber er versiegt in der regenlosen Zeit und sein Bett ist oft monatelang trocken. Da und dort rieselt zwär ein Bächlein von den Abhängen der Berge, aber im ganzen ist ihr südliches Gelände äußerst wasserarm.

Es war daher den Missionaren von Anfang an ein ernstliches Anliegen, ihrer Ansiedlung das nötige Trinkwasser zu verschaffen; denn davon hing ihr äußeres Gedeihen ab. Aber wie sollte dies geschehen? Das nächstliegende war, es mit einem Brunnen zu versuchen, der wenn er Wasser gab, zugleich die Neger jener wasserarmen Gegend auf-

fordern sollte, trotz Berggeistern und Kobolden in der Tiefe Wasser zu suchen für Menschen und Vieh. Aber freilich, würde sichs der Mühe und des Schweißes lohnen, aufs Geratewohl ein solches Werk zu unternehmen, das bei dem Mangel an technischen Hilfsmitteln viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen mußte? Doch die Missionare hielten an dem Wort des Herrn fest: „Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten.“ Jes. 43, 20.

Im Dezember des Jahres 1857 wurde nach einigen schwachen Versuchen das Werk energisch in Angriff genommen. Dem Brunnenschacht wurde eine Ausdehnung von 16 Fuß im Quadrat gegeben, denn man durfte erst in bedeutender Tiefe auf Wasser rechnen. Anfangs wurde die Erde von Negerweibern auf einer Erdtreppe herausgeschafft; dann aber holte man sie mittelst eines Seiles mit Kübeln herauf. Schließlich stellte ein Schreiner zwei Radwellen her, wovon die größere durch vier, die kleinere durch zwei Männer getrieben wurde. Welches Wunder für die Eingebornen, als sich diese Maschine zum ersten Male geräuschlos in Bewegung setzte und die Erdmassen wie durch Zauberkraft aus der Tiefe heraufbeförderte! Mit der Faust vor dem offenen Munde standen sie da und staunten das Wunder an. Meilenweit kamen die Leute aus den Städten und Dörfern herbei, um die Kunst der Weißen anzustaunen. Selbst der angesehene Fetisch Lakpa der Küstenstadt La schickte eine Gesandtschaft, um zu erforschen, wie man ins Innere der Erde eindringe. Mitunter fragte wohl auch der eine und andere Neger kopfschüttelnd: „Glaubt ihr denn wirklich, daß ihr hier aus der Tiefe Wasser erhalten werdet?“ — „Ja, wir hoffen es“, war die getroste Antwort des Missionars. Und man hoffte nicht vergeblich.

Immer weiter drang man in die Tiefe. Das Erdreich war anfangs sehr erzhaltig und darum äußerst schwierig aufzuhauen. Dann wechselten 70 Fuß tief verschiedene Kreideschichten mit größeren und kleineren Flötzsteinen ab, bis man endlich auf Urboden und Sandstein gelangte. Damit war auch die Hoffnung gegeben, daß man schließlich auf Wasser stoßen würde. Und richtig, so geschahs.

Es war am 20. August 1858 nachmittags, als der Laienmissionar Ried, der den Brunnenbau beaufsichtigte, nach gewohnter Weise in den Schacht einfuhr, wo in der Tiefe von nahezu 90 Fuß seine Arbeiter gruben und pickelten. Es war diesmal eine freudige Fahrt. Denn wie er unten angekommen war, merkte er bald, daß sich die ersten Spuren von Wasser zeigten. Nur noch wenige Fuß mehr, und das Wasser quoll frisch und klar aus der Tiefe hervor. Wasser, Wasser! rief nun alles hocherfreut. Die Freudenkunde setzte alles in Bewegung und mit Recht schrieb ein Missionar von Abokobi seinem Amtsbruder: „Wer für uns und mit uns um Wasser schrie, der möge nun auch mit uns den Namen des Herrn preisen und verherrlichen.“ Ja, ein Katechist füllte eine Flasche mit Brunnenwasser und eilte von Abokobi nach dem vier Stunden entfernten Christiansborg, um es in seiner Herzensfreude die dortigen Missionsgeschwister kosten zu lassen.

Gott hatte somit das unentbehrliche Wasser der Station gegeben; er hatte aber auch allem Unglück gewehrt, das sich bei dem gefahrvollen Brunnenbau, zumal bei dem Leichtsinn der Neger so leicht hätte zutragen können. Eine besonders gnädige Bewahrung erfuhr ein taubstummer Neger, der eines Tages in den damals 50 Fuß tiefen Schacht hinabstürzte, ohne einen Schaden davonzutragen.

Es war am Mittag, um 12 Uhr; die Arbeit ruhte und niemand war am Brunnen beschäftigt. Da deuchte es

dem erwähnten Taubstummen gar angenehm, dort unten in der Tiefe sein Mittagsschläfchen zu halten. Hier war es kühl, und niemand störte ihn in seinen Träumen. Er stopfte sich sein Tonpfeifchen, bestieg den Eimer und ließ ihn von zwei jungen Burschen hinabhaspeln. Aber kaum war er einige Fuß tief in den Schacht eingefahren, als sie die Radwelle fahren ließen. Diese entrollte das Seil mit rasender Schnelligkeit und der Arme langte bewußtlos in der Tiefe an. Bald darauf ertönte wildes Jammergeschrei an der Unglücksstätte. Alles stand bestürzt am Brunnen und die alten Weiblein schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Auf das Geschrei hin kamen sofort die Missionare herbei und erfuhren die Schreckenskunde. Missionar Aldinger eilte sogleich auf sein Zimmer, holte zwei Leintücher und fuhr mit dem Katechisten in den Schacht hinunter. Hier sahen sie den Unglücklichen bewußtlos und scheinbar tot auf dem Boden liegen. Ein erschütternder Anblick. Er wurde in die Leintücher gepackt und dann nach oben ans Licht befördert. Hier verbrachte man ihn ins Missionshaus, wo man bei näherer Untersuchung fand, daß ihm kein Glied zerbrochen und auch sonst kein Schaden widerfahren war. Nach dreistündiger Bewußtlosigkeit schlug er seine Augen wieder auf und am Abend wandelte er im Ort herum, als ob nichts geschehen wäre.

Abokobi genoß indes die Wohltat des Brunnens nicht sehr lange. Ein starkes Erdbeben im Jahre 1862 ließ die Wasserader allmählich versiegen. Wieder sah man sich im dürren Lande ohne Wasser. Da machte Missionar Ramseyer im Jahre 1866 einen neuen Versuch, der Tiefe Wasser zu entlocken. Er ließ weitere zehn Fuß graben und den Schacht zur Sicherheit etwa 30 Fuß von unten herauf ausmauern. Es geschah dies alles mit Lebensgefahr für die Arbeiter

wie für den Leiter des Brunnenbaus. Aber auch jetzt fand sich noch nicht genügend Wasser, und man ließ im Jahre 1869 noch einmal zehn Fuß tief graben, sodaß der Schacht die Tiefe von 110 Fuß erreichte. Nun ergab derselbe zur großen Freude der Stationsbewohner das nötige Wasser und man glaubte sich damit für die Zukunft versehen. Aber wiederum war es die unheimliche Gewalt eines Erdbebens, die im April 1872 in einem Augenblick das mühsame Werk der Menschen vernichtete. Durch die Erschütterung gaben die Seitenwände des Brunnens nach und etwa ein Drittel des Schachtes stürzte in sich zusammen. Alle Hoffnungen zur Wiederherstellung des wasserspendenden Brunnens waren damit begraben.

Doch ohne Wasser konnte man nicht sein, und so erbaute man eine Cisterne, wie man solche an der Küste da und dort hat, und worin man das Regenwasser sorgfältig sammelt. Aber auch da scheinen Erderschütterungen die Kiesmassen zusammengeschoben und die Dichtigkeit der Cisterne aufgehoben zu haben. Sie hielt nach kurzem kein Wasser mehr und wieder war man ohne solches. Man behalf sich mit einigen eisernen Wasserkästen, aber der Vorrat in diesen reichte nicht einmal für die Missionsfamilien und die Anstaltsschüler aus. Das Wasser mußte sorgsam jedem zugemessen werden. Die Gemeindeglieder aber waren darauf angewiesen, wie ehedem sich damit aus den spärlichen Bächlein am Fuß des Gebirges zu versorgen. Durch einen Umbau der Cisterne im Jahre 1887 war zwar den Missionsfamilien und ihren Angestellten geholfen, aber für die Christenansiedlung blieb die Not bestehen. Und wie sollte es im Fall einer Feuersbrunst, wie solche schon im Jahre 1872 dem Orte drohte, ergehen? Man dachte hin und her, und alle Pläne einer ausgiebigen Wasserversorgung schienen an den schwierigen Bodenverhältnissen zu scheitern.

Da entschloß sich Missionar Seeger, der seit dem Jahr 1880 der Station Abokobi angehörte und seit Jahren auf Abhilfe des Notstandes gesonnen hatte, einen neuen Versuch zu machen. Er sah von einem Cisternenbau für die Gemeinde ab, da dies nur Anlaß zu vielem Gezänk und Streit gegeben hätte, wie seiner Zeit zwischen den Hirten Abrahams und Lots. Dagegen wollte er es mit einem Tiefbohrer versuchen. Er erwog die Sache mit seinem Amtsbruder Jäger und man einigte sich zur Anschaffung eines Apparats mit Handbetrieb, der auf 50 Meter berechnet war. Schweizerische Missionsfreunde, an die man sich wandte, steuerten in freundlicher Weise das Geld zum Unternehmen. Der Apparat wurde von Nürnberg bezogen und traf glücklich an der afrikanischen Küste ein. Je 15 bis 20 Christen der Gemeinde Abokobi führten in drei Wagenladungen den großen Haufen Eisenwerk an Ort und Stelle. Es war kein geringer Schrecken für den Missionar, als er sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt sah, all diese Maschinenteile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Die Sache mußte erst mit Hilfe der Zeichnungen eingehend studiert werden. Zunächst aber wurde ein dreibeiniger, sieben Meter hoher Bohrbock aus Balkenwerk konstruiert und zusammengeschraubt. Einige Wochen lang harrte er seiner Verwendung.

Am 5. Februar 1899 abends wurde unter Beteiligung der gesamten Gemeinde eine Gebetstunde in der Kirche gehalten, in der der Herr um seinen Segen und Schutz zu dieser so wichtigen, aber auch gefahrvollen Arbeit angerufen wurde. Dann ging man rüstig ans Werk. In einem Tälchen, dicht am Dorf, wurde der Bohrbock aufgestellt und die christliche Mannschaft, von denen je acht Mann täglich zu arbeiten hatten, trat an ihre Arbeit. Keiner von ihnen ahnte, daß man erst nach zehn Monaten am Ziel

sein würde; denn solange die obersten Schichten nur losen Sand aufwiesen, ging die Sache schnell und leicht von statten. Als aber kleine Steine mit Lehm untermischt auftraten, kam



Bohrbock am Brunnen von Abokobi.

man nur langsam voran. Der Bohrer versagte sogar ab und zu und das harte Gestein mußte mit dem Steinmeißel durchschlagen werden. Unter großen Anstrengungen, die noch durch die Ungewandtheit der Arbeiter vermehrt wurden, erreichte man nach vierwöchiger Arbeit eine Tiefe von 25 Meter. Den Negern erschien das so ungeheuerlich tief, daß sie schon fürchteten, man möchte den Erdball durchbohren.

Damit hatte es aber noch gute Weile. Die Bohrung war je länger, je schwieriger. Ab und zu blieb sogar der Meißel im harten Gestein stecken und es kostete die größten Anstrengungen, ihn wieder frei zu bekommen. Endlich zeigte sich zur Ermutigung der Leute etwas Wasser, aber es floß nur spärlich, und als es sich reichlicher zeigte und das Pumpwerk eingesetzt wurde, verstopfte und beschädigte der Schwemmsand und Kies die Rohre und Lederteile an der Pumpe. Hie und da mußte die Arbeit auch für eine Zeitlang ausgesetzt werden.

Endlich, im Monat November, als man bereits über 30 Meter tief gebohrt hatte und den Eingebornen aller Mut geschwunden war, kam das Wasser in großer Fülle zum Durchbruch und die Pumpe ergab einen reichen Vorrat. Das war ein Ereignis für die gesamte Bewohnerschaft des Dorfes und alles strömte an Ort und Stelle, um die wunderbare Sache anzustaunen. Von früh morgens bis zum späten Abend wurde gepumpt und alles versah sich mit dem kostbaren Gut. Ja, viele versahen sich damit für die kommenden Tage, wie seiner Zeit die Kinder Israels mit dem Manna, aus Besorgnis, es könnte über Nacht wieder zu Ende gehen. Das Wasser erwies sich nicht als bittere Sole, wie man vielleicht anfangs fürchtete, sondern als ein vorzügliches Trinkwasser. Die Freude darüber war unbeschreiblich, und man vergaß auch nicht des Dankes vor Gott, der dem dürren Lande in so reicher Fülle die Wohltat lebendigen Wassers gespendet hatte.

Am Sonntag, den 10. Dezember, abends 5 Uhr, versammelte sich die gesamte Christengemeinde in der Kirche, um dem Geber aller Gaben den tiefgefühlten Dank für die göttliche Durchhilfe und Bewahrung, vor allem aber für sein kostbares Geschenk darzubringen. Denn also sollte

mit Recht der Brunnen zu seinem ferneren Gebrauch geweiht werden.

Mit dem kräftigen Gesang: „Nun danket alle Gott" wurde die kirchliche Versammlung eröffnet, und drei Eingeborne legten ein warmes Zeugnis davon ab, wie dankbar die Gemeinde für die Gottesgabe sei. Auch den Missionaren und den ihnen unbekannten Gebern, die das Material des Bohr- und Pumpwerks beschafft hatten, wurde herzlich gedankt. Mit einem brünstigen Dankgebet und dem Schlußvers des zuerst angestimmten Liedes wurde die einfache, aber schöne Feier geschlossen. Und weil die Frauenwelt in der Versammlung wie billig zu schweigen hatte, so erschienen die alten Weiblein der Gemeinde noch hinterher bei den Missionaren, um auch an ihrem Teil dem Dankgefühl Ausdruck zu geben. Denn wie jubelten jetzt ihre Herzen, das schöne, gute Wasser nun so in Fülle in der nächsten Nähe zu haben, während sie früher stundenlang an den morastigen Pfützen der Niederung graben und auf das spärliche Durchsickern des Wassers zu warten hatten. Oder aber hatten sie am Fuß der Berge in großer Ferne unter viel Streit und Kampf den nötigsten Bedarf erlangen können.

So ward in neuester Zeit dem Christendorfe Abokobi nach langer, schwerer Not eine Quelle lebendigen Wassers erschlossen, als eine der vielen Segnungen, die es in seinem äußeren Bestande seit Jahrzehnten von dem Herrn seinem Gott erfahren durfte. Das bescheidene Oertlein ist aber auch zu einem Segen weithin für das Land geworden, zu einer Quelle des Heils für seine Bewohner im heidnischen Buschland.



16. Schlußwort.

Abokobi steht nun an der Schwelle seines fünfzigjährigen Jubiläums. Wir haben im Vorstehenden nicht die Geschichte seiner inneren und äußeren Entwicklung schildern wollen — weder das Wachstum der Gemeinde, noch die Entstehung seiner zahlreichen Filialen — sondern nur einige lose Blätter aus seiner Geschichte dargeboten. Doch wem diese kurz hingeworfenen Skizzen zu farbigen Bildern geworden sein sollten, wodurch ihm jene Negerwelt des Buschlandes und die Wirksamkeit der Mission vielleicht zur Anschauung gekommen ist, der wird gerne auf ein Gesamtbild der Station verzichten.

Uebrigens sind die fünf Jahrzehnte ihres Bestehens ohne große Ereignisse an dem stillen Orte vorübergerauscht. Wohl ist hie und da der Kriegsruf in sein Weichbild gedrungen, und mehrmals hat seine Mannschaft als christliche Kompagnie ins Feld rücken müssen, um den Erbfeind, die Asanteer, oder seine Verbündeten von den Grenzen des Landes abzuwehren. Auch dem Eindringen von anderen Feinden — der heidnischen Sitte, der Lauheit und Trägheit im Christenwandel, dem Schnaps und zuchtlosem Wesen — hat die christliche Gemeindeordnung je und je energisch wehren müssen. Der Ort ist auch nur ein bescheidenes Dörflein geblieben, aber er hat für die Missionstätigkeit im Buschland eine große und wichtige Bedeutung gehabt. Er ist der Ausgangspunkt geworden für eine ausgedehnte Missionsarbeit in jenem großen Bezirk. Von ihm aus ist das Evangelium fernhin in alle Weiler und Dörfer der weiten Ebene getragen worden, und es ist die Station Abokobi die Mutter

vieler Tochtergemeinden geworden. Beträgt doch ihre Zahl zur Zeit nicht weniger als 21 Außenstationen und Filialen mit mehr als 1300 Christen. Mehrere dieser Tochtergemeinden sind bereits längst kirchlich selbständig und haben ihre eigenen eingeborenen Pfarrer und Lehrer.

Dem anfänglichen Aufschwung ist aber auch ein Stillstand gefolgt. Die Zeit der ersten Liebe hat die Jahrzehnte nicht überdauert, und manches Jahr hat wenig Frucht gezeitigt. Mit den Gründern der Station, die längst entschlafen sind, ist auch mancher wackere Christ der ersten Zeit vom Schauplatz abgetreten, darunter am 22. Mai 1886 der treue, eifrige Paulo Mohenu. Als Evangelist hat er über zwei Jahrzehnte lang unermüdlich unter seinen Volksgenossen gewirkt, dem Evangelium überall Bahn gebrochen und bleibende Segensspuren hinterlassen. Seine Heroldsstimme ist nun leider im Buschland verhallt.

Doch ist in aller Treue fortgearbeitet worden und es hat nicht am Segen Gottes gefehlt; aber die Jugendfrische der Gemeinde gehört den vergangenen Tagen an. Immerhin ist sie Jahrzehnte lang und bis auf den heutigen Tag eine Leuchte in der Nacht des Heidentums gewesen. Gott gebe, daß diese Leuchte nicht verlösche, bis alles Volk am Strande der Goldküste im Lichte des Herrn wandelt.

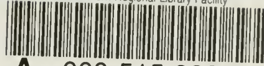


Inhalt.

		Seite
1.	Ein gestörtes Erntefest	5
2.	Das Asyl im Buschland	16
3.	Heidnisches Dunkel	27
4.	Ein Starker, der zum Raube wird	34
5.	Vereitelte Pläne	39
6.	Der weitgereiste Sebastian	43
7.	Zehn Jahre später	52
8.	Alltagsleben im Buschland	59
9.	Eine Pflanzstätte im Nsake-Tal	66
10.	Eine Opferhandlung	72
11.	Afrikanisches Gründertum	75
12.	Eine Heidentaufe im Buschland	81
13.	Auf der Predigtreise	86
14.	Ein Missionsfest	95
15.	Wasserquellen in der Wüste	105
16.	Schlußwort	114



Buchdruckerei Friedrich Reinhardt, Basel.


UC Southern Regional Library Facility
A 000 515 933 0